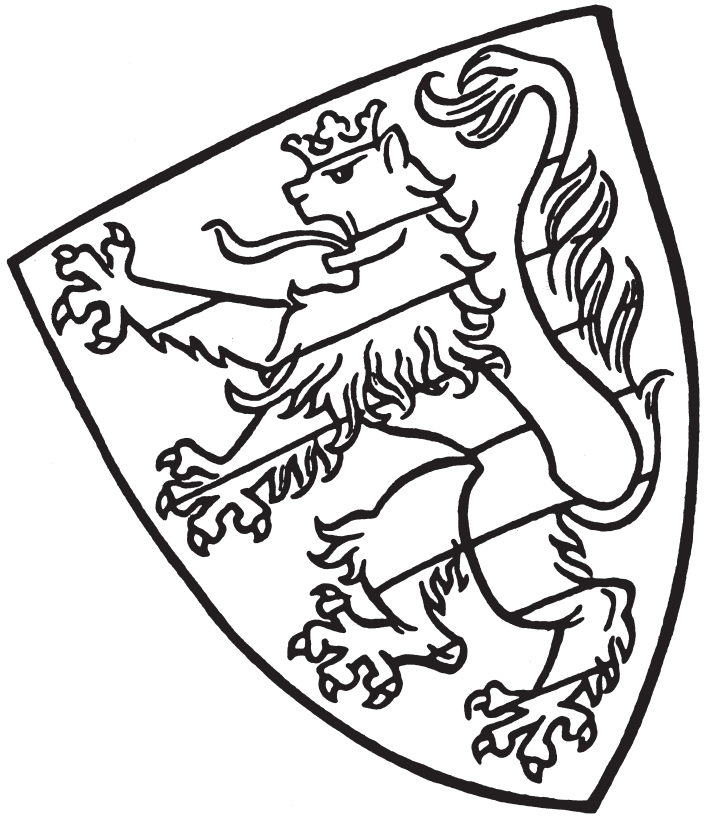


ZEITSCHRIFT DES VEREINS FÜR
hessische Geschichte
UND LANDESKUNDE



BAND 123 2018

Besprechungen

A. Themen

Architektur-, Kunst-, Musik- und Kulturgeschichte

Willi WABEL: Form, Glanz, Farbe. Lahnmarmor im Barock. Eine umfassende Darstellung der Erschließung und Verbreitung des Lahnmarmors sowie seiner Verwendung für sakrale, memoriale und profane Kunstwerke im 17. und 18. Jahrhundert (Beiträge zur Geschichte Nassaus und des Landes Hessen 8), Wiesbaden: Historische Kommission für Nassau 2015, 82 S., zahlreiche Abb. + 1 CD-ROM, ISBN 978-3-930221-33-2, EUR 15,00

Das vorliegende Buch widmet sich einem spezifisch hessischen Werkstoff, der fast in Vergessenheit geraten ist. Dieser wird auch nicht mehr abgebaut: der Lahnmarmor. Der reich und farbig bebilderte Band, der über die Homepage des Lahnmarmor Museums in Villmar zum download verfügbar ist (<http://www.lahn-marmor-museum.de/de/medien.php>) (Abgerufen: 11. März 2018)), ist in acht Abschnitte gegliedert. Der Einleitung (I) und dem Vorwort (II) folgt ein Kapitel (III), das die Erschließung und Entwicklung der Marmorvorkommen an der Lahn zum Thema hat. Kapitel IV handelt vom Marmor als Gestein, während die folgenden Abschnitte die Steinmetze, Steinbrecher, Marmorierer (Kapitel V) und die Auftraggeber und Partner der Steinmetze in den Fokus rücken (Kapitel VI). Die weiteren vier Abschnitte, Katalog, Verzeichnisse, Inschriften und Archivquellen, die mit fast 900 Seiten den umfangreichsten Teil der Studie darstellen, sind nur auf der beiliegenden CD-ROM einsehbar.

Die Darstellung ist auf die Zeit beschränkt, in der der Kunststil des Barock vorherrschte, da viele Werke aus Lahnmarmor, der in der Frühen Neuzeit auch als »Nassauischer Marmor« bekannt und aufgrund seines breiten Farbspektrums von rötlich über weiß bis schwarz sehr beliebt war, zwischen 1600 und 1790 entstanden sind. Dennoch wurde der Lahnmarmor auch noch später verwendet, etwa beim Bau des Gebäudes, in dem das Hessische Staatsarchiv Marburg untergebracht ist. Die Beschränkung auf die Hochphase der Verwendung dieses spezifischen Werkstoffs ist jedoch schlüssig, wie der Blick in den umfangreichen Katalog zeigt. Hier werden in insgesamt 17 Untergruppen nach der Nutzung des Marmors für unterschiedliche, meist sakrale Objektgruppen wie Hochaltäre, Kanzeln und Grabsteine, aber auch für die Verwendung in Schlössern, die Objekte im Einzelnen aufgeführt. Dazu gehören jeweils eine Abbildung sowie weiterführende Literaturangaben. Der Katalog ist umfassend, denn er nennt auch nicht mehr existierende Objekte wie die Grotten im Schlossgarten zu Idstein, die Ausstattung im Schloss Oranjenwoud in den Niederlanden oder den Hochaltar im Würzburger Dom. Der Autor, der ein ausgewiesener Kenner der von ihm präsentierten Objekte ist, versucht, sich dem Gegenstand seiner Untersuchung wissenschaftlich zu nähern, indem er

auch die archivalische Überlieferung heranzieht. Auf diese Weise gewinnt er aufschlussreiche Erkenntnisse zu den Steinmetzen, den Auftraggebern und den Baumeistern, ohne jedoch eine wirkliche Analyse seiner Ergebnisse anzufertigen. So bleiben sozialhistorisch interessante Verflechtungen der Steinmetz-Familien und die Frage nach der Bedeutung des Nassauer Marmors in den Besitzungen der Nassauer in den Niederlanden unbeantwortet. Ob die Nichterwähnung des bedeutenden schwarzen Lahnmarmors, sondern nur die Erwähnung des weißen aus Schuppach in der *Topographia Hassiae* von Merian diese Quelle im Wert einschränkt (S. 17), oder nicht eher von einem unreflektierten Umgang mit den Quellen zeugt, sei dahingestellt. Der für Historiker eher fachfremde Abschnitt über den Marmor als Stein kommt komplett ohne weiterführende Anmerkungen aus, obwohl eine Erklärung etwa des »Munsell-Farbsystems« (S. 21) durchaus erhellend wäre. Tatsächlich ist der Katalog der wahre Schatz des vorliegenden Bandes, da er die vielfältige Verwendung des variantenreichen Werkstoffs Lahnmarmor vor Augen führt. Auch wenn der Katalog durch das moderne Medium der CD-ROM gut erschließbar ist, bleibt die Praktikabilität für Wissenschaftler etwas umständlich. Dennoch sei gerade aufgrund dieses detailreichen und fundierten Katalogs das vorliegende Buch und die CD-ROM kunst- und sozialhistorisch Interessierten ans Herz gelegt. WABEL liefert einen guten Steinbruch, der auf den angemessenen und wissenschaftlich fundierten Abbau wartet.

Marburg

Eva Bender

Jutta SCHUCHARD und Ulrich KLEIN (Hg.): Neugotik in Marburg und Hessen. Mit Beiträgen von Ulrich HUSSONG, Ulrich KLEIN, Susann SCHLESINGER und Jutta SCHUCHARD (Marburger Beiträge zur hessischen Geschichte 23), Marburg: Verein für hessische Geschichte und Landeskunde 1834 e.V., Zweigverein Marburg 2017, 320 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-9811890-4-9, EUR 24,00

Das anzuzeigende Buch versammelt dreierlei: einen dreifach geteilten Katalog der 2014/15 im Hessischen Staatsarchiv Marburg gezeigten Ausstellung »Neugotik in Kurhessen – Georg Gottlob Ungewitter (1820–1864), Carl Schäfer (1844–1908) und ihre Schulen«, drei dazu gehaltene, zum Druck überarbeitete Vorträge sowie drei ergänzende, themennahe Beiträge. Absicht der von Jutta SCHUCHARD konzipierten und mit Karl Murk vom Staatsarchiv realisierten Ausstellung sowie der von ihr zusammen mit Ulrich KLEIN herausgegebenen Publikation ist, »die Architektur des Historismus« in ihren »wenig bekannt(en)« »bedeutenden Repräsentanten einer breiteren Öffentlichkeit« vorzustellen (S. 5). Der chronologisch geordnete, von SCHUCHARD bearbeitete Katalog präsentiert mit 78 teils mehrere Objekte umfassenden Abbildungen in drei größeren, in sich thematisch unterteilten Abschnitten Akten, Briefe, Bücher, Einladungs- und Eintrittskarten, Fotografien, Pläne sowie Skizzen und umfasst wohl alle ausgestellten Objekte. SCHUCHARD, die 1974 ihre kunsthistorische Dissertation zu Carl Schäfer in Marburg verteidigte, umreißt mit ihrem ersten Beitrag, der den Ausstellungstitel trägt, deren weitgespanntes Thema. Susann SCHLESINGER, die 1998 an der Universität Tübingen eine kunsthistorische Dissertation zum französischen Architekten Eugène Viollet-le-Duc in Vézelay begonnen und seit 2007 mehrere Beiträge zu ihm veröffentlicht hat, wid-

met sich dessen Einfluss auf Ungewitter und seine Schüler. Im dritten der überarbeiteten Vorträge beschäftigt sich KLEIN, Bauhistoriker am Marburger IBD e. V., mit Friedrich Ostendorf, einem Schäfer-Schüler, und seiner Beziehung zu Marburg. Weitere Beiträge SCHUCHARDS gelten den neugotischen Verglasungen der Nord- und Südkonche der Marburger Elisabethkirche anhand von unpublizierten Entwürfen sowie in einer monografischen Studie nebst Faksimile eines abgelegenen publizierten Aufsatzes dem Marburger Schäfer-Schüler August Dauber. Ulrich HUSSONG, ehemals Leiter des Marburger Stadtarchivs, berichtet für Schäfer über zwei Ordensverleihungen und eine Regressforderung.

Die Stärke des Buches, zahlreiche, teils unpublizierte, für die Forschung wichtige Informationen zu bieten, legt zugleich bedauerliche Schwächen offen: Die Fülle des Materials wie die Forschungsabsichten der meisten Autoren erscheinen nur unscharf und nicht aufeinander abgestimmt; Doppelungen begegnen und Verweise fehlen. Hier hätte eine straffe thematische Gliederung, ein Register der Personen und Bauten wie ein Gesamtliteraturverzeichnis geholfen. Verwirrend ist auch der unnötig unklare Buchtitel »Neugotik in Marburg und Hessen«; diesen schränkt SCHUCHARD in ihrem Eröffnungsbeitrag für die Ausstellung ein, es sei nur die mittlere und späte Phase der Neugotik behandelt (S. 12), SCHLESINGER begrenzt sogar auf einen mittleren Zeitraum, von ihr angesetzt 1866 bis 1880 (S. 58). Man müsste aber, den Buchtitel ernstnehmend, u. a. die Wiesbadener ev. Marktkirche von Carl Boos und Bauten Franz Josef Denzingers in Frankfurt am Main tadelnd vermissen. Doch meint »Hessen« im Buchtitel wohl das »Kurhessen« des Ausstellungstitels, wobei die geographische Bezeichnung »Marburg und Hessen« unnötig verwirrt, als liege Marburg nicht in Hessen. Bedauerlich ist überdies, dass in keinem der Beiträge auf den Katalog verwiesen wird; so kommt es zu Doppelungen auch in den Abbildungen (im Katalog von exzellenter, in den Beiträgen teils von mäßiger Qualität), und der Leser hat mühsam zu blättern. Hier fand offenbar ebenso wenig ein Lektorat statt wie zu den unterschiedlichen Weisen, Zitate zu kennzeichnen, Literatur abzukürzen oder auf Abbildungen zu verweisen oder eben auch nicht. Ein Lektorat hätte auch dies bemerkt: Der von SCHLESINGER erwähnte, 1862 an Viollet-le-Duc verliehene Orden »Aigle Rouge« (S. 111, Anm. 137) war eben jener von HUSSONG behandelte preußische »Rote Adlerorden«, mit dem Schäfer 1891 ausgezeichnet wurde (S. 202); Ostendorf studierte, wie KLEIN meint, bei Schäfer 1893/94 schwerlich an der erst ab 1946 so genannten »TU Berlin« (S. 212), sondern an der »Technischen Hochschule Charlottenburg«. Eine erfreuliche Ausnahme, auch wegen des in sich abgeschlossenen Themas, ist der kürzeste und konzentrierteste Beitrag von HUSSONG, der Akten im Berliner Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz ausgewertet hat: In launig-lesbarer Weise schildert er die Umstände von Ordensverleihungen im deutschen Kaiserreich und den jahrelangen Streit dreier preußischer Ministerien um Regressforderungen an Schäfer wegen haushaltsrechtlich nicht gedeckter Eigenmächtigkeiten beim Bau der Marburger »Alten Universität«. Derart bemerkenswerte, bislang unbekannte Bausteine zu weiterer Forschung finden sich mehrfach und bei jedem der Autoren, u. a. bei KLEIN fünf Skizzenbücher des Schäfer-Schülers Friedrich Ostendorf (S. 228–245), bei SCHLESINGER Vergleiche von Bau- und Ausstattungsdetails zwischen Viollet-le-Duc, Schäfer und dessen Schüler Zindel (S. 97–99, 103–109), bei SCHUCHARD die Entwürfe Hugo Schneiders aus der Bildersammlung des Hessischen Staatsarchivs Marburg (S. 136–144). Es scheint, jeder Autor habe sein über viele Jahre aus großer

Kenntnis und in langer Arbeit reich gefülltes Archiv mit Begeisterung für sein Thema geöffnet. Leider fehlte die Hand, die dies miteinander abgestimmt und in größere Zusammenhänge eingeordnet hätte; auch ein Resümee der Ausstellung, der drei überarbeiteten Vorträge und der neuen Beiträge samt Über- und Ausblick der Forschung ist schmerzlich zu vermissen. Hohe Maßstäbe an diese Publikation anzulegen, ist angemessen: wegen der Ansprüche der behandelten Architekten und Handwerker, wegen der kulturgeschichtlichen Bedeutung des Themas, die auch die Herausgeber betonen, und wegen der nach Auffassung des Rezensenten in Details wie in der Zusammenschau dringend ausstehenden Erforschung neugotischer Architektur und ihrer Ausstattung; bedauerliches Zeugnis von letzterem legen die zum Land Hessen 2008 publizierten Bände des »Dehio«-Handbuches ab, in denen u. a. die 1894–96 erbaute ev. Christuskirche zu Fulda völlig fehlt.

Bei aller Kritik ist das Buch für Lektüre und kritische Auseinandersetzung zu empfehlen. Es präsentiert sich allerdings weniger lesenswert einer breiteren Öffentlichkeit als studienwert für die Forschung. In thematischer Breite und inhaltlicher Fülle bietet es zahlreiche Bausteine zur weiteren Beschäftigung mit der neugotischen Architektur, ihrer Ausstattung sowie den entwerfenden und ausführenden Architekten und Handwerkern der Zeit und Region.

Wolfhagen

Götz J. Pfeiffer

Biografien, Familien, Genealogie

Rainer von HESSEN: Die Hessens. Geschichte einer europäischen Familie, Petersberg: Michael Imhof Verlag, zweite erg. und akt. Aufl. 2017, 144 S., 185 Farb- u. 27 s/w-Abb., Stammtafel des Hauses Hessen, ISBN 9783-3-7319-0342-0, EUR 19,80

Die von der Kulturstiftung des Hauses Hessen, dem Archiv des Hauses Hessen und dem Museum Schloss Fasanerie herausgegebene, reichhaltig illustrierte Publikation, basierend auf dem Begleitband zu einer englischsprachigen Ausstellung im Portland Art Museum (US-Bundesstaat Oregon) Oktober 2005 – März 2006, soll als Wegweiser dienen durch die 800jährige Geschichte des Landes und des Hauses Hessen: Von ihren sagenhaften Anfängen im Mittelalter, über Herzog Heinrich II. (1207–1248) und Herzogin Sophia (1224–1275), Landgraf Philipp (1504–1567) und Landgräfin Christine (1505–1549) bis zu Donatus von Hessen (geb. 1966), Familienoberhaupt und Vorstandsvorsitzender der beiden Familienstiftungen, und seiner Ehefrau Floria (geb. 1974). Zugleich soll sie dem Leser einen Zugang vermitteln zum Kulturerbe der beiden Familienzweige, deren älterer in Kassel bis 1866 und deren jüngerer in Darmstadt bis 1918 herrschte.

Rainer Christoph Friedrich von Hessen (geb. 1939), Sohn von Christoph von Hessen (1901–1943) und Sophia von Griechenland (1914–2001), ist Historiker und Regisseur. Er forschte insbesondere über die Geschichte des Hauses Hessen (Herausgeber der Quellen zur Familiengeschichte) und ist Vorstandsmitglied der familieneigenen Kulturstiftung.

In 28 Kapiteln unterschiedlichen Umfangs werden die einzelnen Landesherrn und Regentinnen mit ihren herausragenden Leistungen, aber auch Schwächen (sowohl in ihrer Persönlichkeit als in ihren politischen Handlungen), eingebettet in die jeweiligen persön-

lichen Beziehungsgefüge, die politische Gesamtsituation als auch in das kulturelle Umfeld, in aller gebotenen Kürze vorgestellt. Hervorhebungen herausragender Charakteristika verweisen in den jeweiligen Kapitelüberschriften auf die Inhalte wie z. B. »Regierende Witwen und die Kunst des Friedens« oder »Der Bankier auf dem Fürstenthron«.

Durch die knappe und prägnante Darstellungsweise in Verbindung mit qualitativ ausgezeichneten Abbildungen, die hervorragend zur Visualisierung der überwiegend verständlich, mitunter kurzweilig formulierten Texte beitragen, gelingt es dem Autor, das Interesse des Lesers zu wecken und zu erhalten. Die Gliederung in durchaus eigenständige Kapitel ermöglicht es, bei der Lektüre nicht zwangsläufig mit dem »sagenhaften Anfang« beginnen zu müssen. Einzelne Kapitel sind in unterschiedlicher Reihenfolge lesbar und bleiben in sich verständlich. Dies scheint sogar erwünscht zu sein, was insbesondere Lesern ohne Vorkenntnisse den Einstieg in die Thematik wesentlich erleichtert. Ein detailliertes Personenregister in Verbindung mit einer übersichtlichen Stammtafel des Hauses Hessen bewahrt ihn davor, den Überblick zu verlieren. Die vierseitige Bibliographie leitet anhand ausgewählter Werke durch die umfangreiche weiterführende Literatur. Erfreulich ist, dass »umstrittene« Personen auch aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet werden und somit über lange Zeit tradierte, stereotype Sichtweisen vermieden werden, wie z. B. beim Subsidienhandel im 18. Jahrhundert im Kapitel »Die ›Hessians‹ in Amerika«. Dem Autor gelingt es, den Leser zur Bildung eines eigenen Bildes anzuregen, der letztendlich zur Erkenntnis gelangt, dass auch Landesherrn nur Menschen sind, mit Stärken und Schwächen. Positiv ist auch die Hervorhebung der Frauen der Landesherrn und es ist erkennbar, dass manche nicht regierende Fürstin die bessere Regentin gewesen wäre. Die zahlreichen Namen können indes den Leser überfordern, zudem wenn vereinzelt eine einheitliche Namensschreibweise nicht eingehalten wird. Stellenweise wäre eine ausführlichere Darstellung wünschenswert, was aber in Anbetracht der gebotenen Kürze der Publikation nicht möglich ist.

Ein überaus empfehlenswertes, kompaktes, sowohl hinsichtlich des Inhaltes als auch der Gestaltung qualitativ hochwertiges und gut lesbares Werk, das nicht nur dem Neuling der Thematik einen hervorragenden Einstieg bietet, sondern auch Kennern einzelner Abschnitte der (Kultur-)Geschichte Hessens und der Familie Hessen immer wieder neue Einblicke, auch aus unterschiedlichen Standpunkten ermöglicht. Dies gelingt nicht zuletzt durch die profunden Kenntnisse des Autors und seine Fähigkeit, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und es dem Leser anschaulich zu vermitteln.

Hann. Münden

Rolf Siemon

Jean-Yves MARIOTTE: Philipp der Großmütige von Hessen (1504–1567). Fürstlicher Reformator und Landgraf. Übersetzung von Sabine Albrecht (Veröffentlichung der Historischen Kommission für Hessen 24/10), Marburg: Historische Kommission für Hessen 2018, 301 S., zahlr. farb. Abb., ISBN 978-3-942225-40-3, EUR 28,00

Trotz des 2004 mit einer großen Landesausstellung in Marburg begangenen Philipp-Jubiläums, zu dem auch ein umfangreicher Katalogband erschien, war eine eingehende Lebensbeschreibung des wohl bedeutendsten hessischen Landgrafen bislang ein Desiderat der Landesgeschichte. Diese Lücke wird nun durch die vorliegende Darstellung von

Leben und Bedeutung des Landgrafen und fürstlichen Reformators durch den 2003 verstorbenen französischen Historiker Jean-Yves MARIOTTE wenigstens zum Teil geschlossen. MARIOTTE, 1935 in Bourg-en-Bresse geboren, studierte Geschichte in Paris und promovierte mit einer Arbeit über die Grafschaft Burgund unter den Hohenstaufen. Seine Ausbildung zum wissenschaftlichen Archivar vervollkommnete er 1962/63 an der Archivschule in Marburg, war später Archivar in Annecy und zuletzt Leiter des Stadtarchivs in Straßburg. Bereits 2003 ist er verstorben, und darin liegt auch ein Problem des vorliegenden Bandes: das letzte Kapitel, das die Lebensphase nach der Befreiung des Landgrafen aus der kaiserlichen Haft in Belgien 1555 bis zu seinem Tode 1567 umfasst, wurde von der Witwe des Verfassers, Ruth MARIOTTE, aus dessen Aufzeichnungen auf fünf Seiten zusammengefasst, während allein das vorgehende Kapitel der Jahre 1547 bis 1555, also die Zeit nach dem verlorenen Schmalkaldischen Krieg bis zum Ende der Gefangenschaft, 22 Seiten der Darstellung einnimmt.

Aber der Reihe nach: In seinem Vorwort geht der frühere Leiter des Hessischen Staatsarchivs Marburg, Dr. Fritz WOLFF, kurz auf die Entstehungsgeschichte des Bandes ein und stellt den Verfasser vor. Auf ein Einführungskapitel, das die politische Situation schildert, in der der Sproß des Hauses Brabant hineingeboren wurde, folgen insgesamt 13 Kapitel, die in chronologischer Reihenfolge die Lebensstationen des Landgrafen schildern: Die Regentschaft der Mutter, der Komplex der Reformation und die daraus entstehenden politischen Folgen bis hin zum Bauernkrieg und zum Schmalkaldischen Krieg werden ebenso abgehandelt wie die hoch problematische Doppelehe mit ihren dynastischen und persönlichen Konsequenzen bis hin zum Fußfall vor dem Kaiser und den erniedrigenden Umständen der »Custodie« in Oudenaarde und Mecheln.

Der narrative Ton der Darstellung macht sie gut lesbar, sie ist auch differenziert und facettenreich, aber: sie stellt nicht »the state of the art« dar, d. h. sie gibt den aktuellen Forschungsstand nur unzureichend wieder. Mit anderen Worten, die Literatur, die z. B. im Jubiläumsband von 2004 erfasst und ausgewertet wurde, wird nur punktuell einbezogen (wobei der Band im Literaturverzeichnis nur versteckt im Literaturzitat des Beitrags von Kersten KRÜGER erscheint) und lässt damit manche inzwischen weitgehend geklärte Frage offen. Viele Bereiche, wie die kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Aspekte, das Befestigungswesen, die Wirtschafts- und Heiratspolitik, um nur einige wenige zu nennen, werden nur gestreift. Besonders schmerzlich macht sich dies natürlich in dem Kondensat des letzten Lebensabschnitts bemerkbar, wo eine gründliche Diskussion der Erbschaftsregelung, aber auch die zahlreichen innenpolitischen Impulse, die der alte und menschlich oft schwierige Landgraf vermittelte, vollständig fehlen. Insofern muss man dem Vorwort widersprechen, dass in Abrede stellt, es handele sich bei dem Band »nicht um einen Torso«.

Dennoch hat das Buch, das zugleich der Memoria des ‚großmütigen« Landgrafen wie auch der des französischen Archivars dient, mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis seinen Wert, nicht zuletzt wegen des eingängigen Textes, der ansprechenden Ausstattung und des relativ günstigen Preises.

Münchhausen

Gerhard Aumüller

Waltraud Regina SCHMIDT: *Landgräfin Sophia von Hessen (1571–1616) und ihre Stiftung für das Hohe Hospital Merxhausen, Petersberg*: Michael Imhof Verlag, 2017, 104 S., 49 s/w- u. farb. Abb., ISBN 978-3-7319-0461-8, EUR 19,95

Die historische Frauenforschung hat in den letzten 20 Jahren einen großen Aufschwung durch Autorinnen wie Luise SCHORN-SCHÜTTE, Heide WUNDER, Anke HUFSCHMIDT, Cordula NOLTE, Martina SCHATTKOWSKI und Christina VANJA, um nur einige wenige zu nennen, erlebt. Dabei wurden die Schicksale von Hoch- und Niederadligen ebenso wie von Pfarrersfrauen, von Witwen, von Nonnen und Stiftsfrauen und von Mägden und anderen sozialen Gruppen ins Auge gefasst und oft eindrucksvoll dargestellt. Aber auch männliche Autoren wie Werner PARAVICINI oder Karl-Heinz SPIESS haben mit Untersuchungen zum »Frauenzimmer« oder zur adligen Familie wichtige Beiträge zur »Gender-Forschung« geliefert. Bisher kaum beachtet wurden allerdings unverheiratet gebliebene weibliche Familienmitglieder, die gelegentlich als »Anhängsel« der Familien ihrer Brüder bezeichnet wurden, wie dies z. B. Margret Lemberg für die unverehelichte ältere Schwester des Landgrafen Moritz von Hessen, Sophia, getan hat. Dass diese Charakterisierung unzutreffend ist und eine unzulässige Marginalisierung der Persönlichkeit darstellt, legt die ehemalige Studienleiterin, Kirchenrätin Waltraud Regina SCHMIDT, in ihrem neuen Werk nachdrücklich dar. Ausgehend von einer Stiftung über 2.000 Reichstaler, die Landgräfin Sophia von Hessen dem Kloster Merxhausen in ihrem Testament vermachte und deren Kapitalerträge bis zur Auflösung der Stiftung im Jahr 1927 dem Hospital Haina zufließen, entwickelt die Autorin ein differenziertes Charakterbild dieser Frau, die sich bewusst in den Traditionszusammenhang der hessischen Landgrafenfamilie bei der Unterstützung armer, kranker und anderer sozial benachteiligter Menschen stellte. Durch die Auswertung einer Fülle sehr unterschiedlicher Quellen gelingt es ihr, das menschliche Profil dieser Frau und ihr Schicksal klarer zu fassen, als es das unscharfe Porträt auf der von ihrem Bruder gestifteten Gedenktafel in der Klosterkirche Merxhausen erwarten lassen würde.

Das dem verstorbenen Ehemann der Autorin, Pfarrer Friedrich Schmidt, gewidmete Buch gliedert sich neben der Einleitung und den Quellen-, Literatur- und Abbildungsverzeichnissen in zehn Kapitel. Eingangs wird die Einrichtung der Armen- und Krankenfürsorge im ehemaligen Augustinerinnenkloster Merxhausen unter Landgraf Philipp und seinem Sohn Wilhelm IV. geschildert. Daran schließt sich die Auswertung der nicht sehr zahlreichen biographischen Zeugnisse zu Wilhelms Tochter Sophia an und leitet über zu den Spuren, die sie in der Geschichte hinterlassen hat, durch Reisen, durch Briefe und durch ihre Einbindung in den Hof ihres Bruders, Landgraf Moritz des Gelehrten. Als »commater« hat sie sich im »Frauenzimmer« der beiden Gemahlinnen Moritz', Agnes von Solms-Laubach und später Juliana von Nassau-Dillenburg-Siegen, rührend um deren Kinder gekümmert. Sie dürfte so manchen Konflikt der Kinder und ihrer Mütter mit dem extrem dominanten und fordernden Vater aufgefangen und abgemildert haben, auch wenn es darüber kaum Nachrichten gibt. So sind dann auch mehrere Kapitel der Beziehung des ebenso hochbegabten wie politisch oft impulsiv agierenden Landgrafen zu seiner Schwester gewidmet. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die Stellung Sophias im Familienverband und im Verhältnis zu ihrem Bruder ist das Epicedium auf die bereits mit 44 Jahren verstorbene Sophia im Monumentum Sepulcrale ihres Bruders, das die Autorin sowohl von der Form wie

vom Inhalt her sehr sorgfältig analysiert und einfühlsam interpretiert. Besonders hervorzuheben ist die Bedeutung des 9. Kapitels: Die Stiftung über 2.000 Gulden für die Armen und Kranken des Hohen Hospitals Merxhausen. Dieses Kapital war »in den Soden« (heute Bad Sooden-Allendorf) zu einem Zinssatz von fünf Prozent angelegt. Verfolgt man den Weg der Stiftung durch drei Jahrhunderte, so stößt man auf unterschiedliche Währungssituationen, auf ein vielschichtiges Geldwesen und auf je neue Finanzbehörden, die aufgrund der politischen und ökonomischen Veränderungen in Hessen-Kassel entstanden waren. 1838 ist die Stiftung dann eine behördliche Angelegenheit und 1853 eine »Staatsdienstsache«. Zehn Jahre später veranlasst die kurfürstliche Regierung in Kassel in einem Schreiben an das Finanzministerium das Fortbestehen der Stiftung für Merxhausen, die erst 1927 erlosch. Die Erforschung der Stiftung leistet somit einen Beitrag zum Verständnis der wirtschaftlichen und finanziellen Situation von Merxhausen. Damit beruhte die bis fast bis in die Gegenwart reichende Memoria der Landgräfin auf der großzügigen Stiftung eines Großteils ihres mütterlichen Erbes, die sie mit Einverständnis ihrer Geschwister und mit nachdrücklicher Unterstützung ihrer energischen und wirtschaftlich begabten Schwägerin, Landgräfin Juliana, dem Hospital Merxhausen vermacht hat. Juliana nahm ihrerseits die Stiftung ihrer Schwägerin zum Anlass, in ihrem Testament ebenfalls mehrere karitative Legate, darunter auch für das Hospital Merxhausen, festzulegen. Sehr schön arbeitet Waltraud Regina SCHMIDT so heraus, wie Sophia trotz ihrer eher bescheidenen Möglichkeiten durch ihre Persönlichkeit und ihre karitative Tätigkeit zum Vorbild einer christlich und humanistisch geprägten Frau wurde.

Der sehr gut lesbare Text mit einer Fülle von Informationen und ausführlichen Erklärungen wird durch zahlreiche, sorgfältig ausgewählte Abbildungen illustriert, wobei das große Format des Buches eine ebenso großformatige Wiedergabe der Bilder ermöglicht. Durch Fotografien von Originalurkunden, zeitgenössischen Darstellungen von Personen, Gegenständen, Bauten und Landschaften entsteht ein dichtes bildliches Szenario der Lebenswelt der Landgräfin Sophia und der Spuren, die sie hinterlassen hat. Das macht das Lesen dieses Buches zu einem wahren Genuss.

Münchhausen/Marburg

Gerhard Aumüller

Kerstin WOLFF: Anna Pappritz 1861–1939. Die Rittergutstochter und die Prostitution, Sulzbach: Helmer 2017, 402 S., zahlreiche s/w-Abb., ISBN 978-3-89741-399-3, EUR 32,00

Anzuzeigen ist kein Buch zur Geschichte, Kultur und Landeskunde Hessens, aber ein gewichtiges Werk der Forschungsreferentin des Kasseler Archivs der deutschen Frauenbewegung über eine fast vergessene Aktivistin und Publizistin gegen staatliche Reglementierung der Prostitution. Ego-Dokumente von Anna Pappritz sind in Nachlasssplintern im Helene Lange-Archiv des Landesarchivs Berlin aufbewahrt. Im Kern enthalten sie Erinnerungen aus dem Jahr 1908 und zwischen 1899 und 1921 entstandene Tagebuchaufzeichnungen, die durch zeitgenössische Schriftzeugnisse und einschlägige Werke zur Frauenbewegung ergänzt werden mussten. Hierbei ist gerade die Spezialistin für Frauenbewegungsforschung herausgefordert, eine solch schmale Überlieferung als tragfähiges Gerüst für eine Biografie zu nutzen und angemessen zu bearbeiten. Die greifbaren Dokumente werden gründlich und überzeugend interpretiert und der Geschichte der Strömungen, Ideen, Projekte, Erfolge

wie Misserfolge der deutschen Frauenbewegung wie der Zeitläufte in Monarchie, Republik und nationalsozialistischer Diktatur zugeordnet. Insofern liegt hier nicht nur eine Biografie einer bislang weithin unbekanntenen Frauenrechtlerin vor, sondern deren Engagement wird eingebettet in die Rahmenbedingungen ihrer Zeit, in die Diskussionen in einem feministischen Netzwerk über Legalisierung und Entkriminalisierung der Prostitution, über Auseinandersetzungen mit gesellschaftlichen Kontrahenten wie Unterstützern jenseits der Frauenbewegung.

Die Darstellung bleibt zwar auf Anna Pappritz fokussiert, aber wesentliche Anliegen der Frauenbewegung werden breit erläutert: der Kampf um die Gleichberechtigung der Geschlechter in allen Lebensbereichen, um Frauenstimmrecht, gleiche Bildungschancen, die Umstrukturierung der Erwerbs- und Hausarbeit, um Moral und Sittlichkeit.

Anna Pappritz war eine Vertreterin des sog. Abolitionismus, der die Abschaffung bzw. Aufhebung der weiblichen Sklaverei, der Prostitution, anstrebte. Ihre Erkenntnis: Prostitution fördert die Ungleichheit der Geschlechter. Die Forderung nach Abschaffung der staatlichen Reglementierung der Prostitution war für die Abolitionistinnen auch und gerade ein Kampf gegen Ausbeutung, Abhängigkeitsverhältnisse und Ungerechtigkeit, gegen Hungerlöhne, soziale Not und Wohnungsmisere. Anna Pappritz demaskierte die frauenverachtende und -entwürdigende Praxis der Reglementierung der Prostitution durch die Sittenpolizei, bekämpfte mit journalistischen Mitteln die »Herrenmoral«, forderte die soziale Hebung des Proletariats, um die sozialen Ursachen der Prostitution zu reduzieren.

Die Biographie ist im Wesentlichen chronologisch ausgerichtet, verfolgt aber immer wieder verschiedene Nebenstränge, die zu wichtigen Wegen der Erklärung für das Handeln von Anna Pappritz werden. Deren Erfahrungen werden mit denen anderer Frauenrechtlerinnen in Beziehung gesetzt, seien es Diskriminierungserfahrungen in der Kindheit, ökonomische oder rechtliche Lebensbedingungen, Bildungserfahrungen bzw. -einschränkungen, unterschiedliche Lebensmodelle, Arbeits- wie private Beziehungen, Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen Strömungen und Strategien der Frauenbewegung, politische Einschätzungen und Präferenzen. Spannende Nebenstränge sind z. B. auch literarische Zeugnisse wie ein Roman von Hans Fallada, der aus eigener Anschauung das Leben der Familie Pappritz schildert, oder ein Bordell-Roman von Else Jerusalem, der realistische Einblicke in die Subkultur gewährt, die auch Anna Pappritz aufgewühlt haben. Gerade diese Nebenstränge erklären Denken und Handeln einer Frau, die sich vom konservativen preußischen Milieu teilweise lossagte, die ohne formale Bildung zu einer beachteten Journalistin aufstieg, die aber zugleich ihre militaristischen, preußischen, nationalen Wurzeln nicht vollends verleugnen konnte. Sie wandte sich nach 1918 zwar dem Liberalismus zu, blieb ansonsten parteipolitisch ziemlich naiv. Nach 1933 versuchte sie gar, sich den Nationalsozialisten anzubiedern, wahrscheinlich in der unrealistischen Erwartung, damit ihre frauenpolitischen Vorstellungen auch unter widrigen politischen Bedingungen vertreten zu können.

Kerstin WOLFF liefert eine wissenschaftlich fundierte Biographie, behält aber ein breites Lesepublikum im Blick. Sie formuliert verständlich, selbst wenn es um mitunter verzwickte Auseinandersetzungen zwischen Feministinnen geht, um divergierende Lebensentwürfe, um Rangeleien in einer außerparlamentarischen Bewegung. Sie erklärt Handlungsweisen der Protagonistin aus ihren Lebensumständen heraus; sie liefert zugleich Bausteine für eine

Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland überhaupt. Die vermeintlichen Nebengleise erhellen die oft widrigen Bedingungen, gegen die Frauen anzukämpfen hatten. Innerhalb der Gesamtgesellschaft wie innerhalb der widerstreitenden Flügel der Frauenbewegung war der Abolitionismus umstritten. Immerhin war es Anna Pappritz gelungen, diese Idee im gemäßigten Bund Deutscher Frauenvereine zu verankern und zugleich ein Netzwerk zu spannen, das über den organisierten Feminismus hinausreichte.

Der Abolitionismus in der Ausprägung von Pappritz trug konservative Züge. Nach ihrer Auffassung sollte Sexualität in der Ehe eingehegt werden. Nach heutigen Maßstäben war Anna Pappritz fortschrittlich, wenn sie die Vorstellung von einer »geborenen Prostitution« entkräftete und mit Verweis auf die elenden sozialen Verhältnisse der Arbeiterschaft von einer »gewordenen Prostitution« ausging. Ihre Ideen liefen organisierten Interessen einer patriarchalisch strukturierten Gesellschaft zuwider.

Ihr Lebensmotto: »Es gibt nur eine Moral, sie ist die gleiche für beide Geschlechter« ist aktuell bis heute. Ihre Lebensleistung bloß am Erfolg zu bestimmen, erscheint unangemessen. Freilich ist die mangelhafte Durchsetzungsfähigkeit ihrer Ideen evident. Kerstin WOLFF schlussfolgert mithin skeptisch wie realistisch zugleich: »Trotz der Formulierung eines Gleichheitsgrundsatzes im Grundgesetz und trotz jahrzehntelanger Bemühungen, diesen Grundsatz umzusetzen, hat sich die patriarchale kulturelle Prägung bisher zu wenig verändert. Dass die Umsetzung der Gleichberechtigung von Frau und Mann so lange dauern würde und dass sich das Prostitutionsproblem auch erst dann erledigen würde, wenn Frauen und Männer weltweit gleichberechtigt sind und es eine nationale Grenzen sprengende Armutsprostitution nicht mehr gäbe – das haben die AbolitionistInnen, das hat Anna Pappritz nicht gesehen.« (S. 361)

Der historischen Aufklärung verpflichtet, gefällig, fast kurzweilig geschrieben, zugleich wissenschaftlich abgesichert, eine interessante Milieustudie, eine Biographie, eingebettet in den Kontext der deutschen Frauenbewegung überhaupt – ein solches Buch inspiriert.

Kassel

Reinhold Lütgemeier-Davin

ARCHIV DER DEUTSCHEN FRAUENBEWEGUNG und Wolfgang MATTHÄUS (Hg.): Frieda Sichel: Die Herausforderung der Vergangenheit. Jüdische Selbsthilfe in Kassel und Johannesburg. Bearbeitet und kommentiert von Wolfgang MATTHÄUS und Cornelia WENZEL. Aus dem Englischen von Eva Schulz-JANDER, Berlin: Hentrich & Hentrich 2017, 211 S., 19 Abb., ISBN 978-3-95565-228-9, EUR 17,90

Die hier vorzustellende, äußerst verdienstvolle Edition macht wieder einmal deutlich, welche Schätze es zur Geschichte Kassels noch zu heben gilt, Dokumente, welche die bitteren Verluste des Stadtarchivs im Zweiten Weltkrieg zumindest in Facetten ausgleichen können. Dabei handelt es sich bei diesen Erinnerungen um eine herausragende Familiengeschichte Kassels. Der Rückblick zeugt von dem großen Schaden, den die Stadt erlitten hat, indem seit 1933 das jüdische Bürgertum, welches die Entwicklung der kurhessischen Residenz- und dann der Hauptstadt der Provinz Hessen-Nassau wesentlich prägte, vertrieben und vielfach sogar ermordet wurde. Der englischsprachige Text von Frieda Sichel, in Johannesburg (Südafrika) verfasst und publiziert, erschien bereits 1975 unter dem Titel »The Challenge of the Past«. Erst 42 Jahre später liegt nun aufgrund einer Initiative des in Kassel ansässi-

gen ARCHIVS DER DEUTSCHEN FRAUENBEWEGUNG, übersetzt durch Eva SCHULZ-JANDER und kommentiert durch Cornelia WENZEL, Mitarbeiterin des Archivs, und den Historiker Wolfgang MATTHÄUS, einem ausgewiesenen Kenner der jüdischen Geschichte Kassels, eine deutsche Fassung vor. Angesichts der aktuellen Diskussionen um Fragen von Heimat und Fremdsein besitzt dieses Buch herausragende Bedeutung und sei daher gerade jungen Menschen empfohlen.

Frieda Sichel, geboren 1889, konnte bei Abfassung ihrer Erinnerungen auf die eindrucksvolle Geschichte ihrer Familie in Kassel seit dem späten 18. Jahrhundert zurückblicken. Sie gehörte bereits der siebenten Generation der Familie Gotthelft in Kassel an. Ihr Großvater Herz Carl Gotthelft gründete Mitte des 19. Jahrhunderts die gleichnamige Druckerei und später (1873) die Zeitung »Casseler Tageblatt« mit dem Standort in der Kölnischen Straße 10. Das liberale Journal erschien bis 1932. Unter anderem ging Ende des 19. Jahrhunderts der erste sozialdemokratische Oberbürgermeister Kassels, Philipp Scheidemann, hier in die Lehre. Dank des erfolgreichen Betriebs konnte sich die Familie 1894 eine Villa am Weinberg (Sophienstraße), nahe der Henschel-Villa, erbauen lassen, wo Frieda (die mit dem Geruch von Druckerschwärze in der Nase aufwuchs, S. 65) Kindheit und Jugend verbrachte. Als eine der ersten Frauen Kassels konnte sie nach dem Abschluss der höheren Mädchenschule die Realgymnasiumkurse von Julie von Kästner besuchen und das Abitur machen. Sie studierte anschließend in München, Berlin, Freiburg und Heidelberg Nationalökonomie, wobei sie führenden Wissenschaftlern der Zeit begegnete, darunter Max und Marianne Weber. Unter den Kommilitonen waren Franz Rosenzweig, dem in Kassel eine Professur gewidmet ist, Karl Jaspers und Georg Lukács. Frieda Sichel wurde 1915 mit einer in Schmollers Jahrbuch publizierten Dissertation zu John Stuart Mill in Heidelberg »summa cum laude« promoviert. Ein Jahr arbeitete sie im Statistischen Amt der Stadt Stuttgart, erstellte in Berlin anschließend eine Studie zur Frauenarbeit im Krieg und kehrte 1918 nach Kassel zurück, um als stellvertretende Chefredakteurin beim »Casseler Tageblatt« tätig zu werden. Obwohl ihr eine Habilitation vorgeschlagen wurde, entschied sie sich noch mitten in den Wirren der Novemberrevolution für die Ehe mit ihrem Cousin Karl Hermann Sichel. Zwei Kinder gingen aus dieser Verbindung hervor. Ihr wenig älterer Mann stammte aus einem Kasseler Bankhaus und war als Diplomingenieur mehrere Jahre bei der städtischen Bauverwaltung, dann im eigenen Architekturbüro zusammen mit Waldemar Leers erfolgreich tätig. Zahlreiche öffentliche Bauten in Kassel gehen auf seine Entwürfe zurück. Frieda Sichel wirkte ihrerseits als Dozentin u. a. an der Kasseler Volkshochschule, gehörte dem Vorstand des Verbandes Kasseler Frauenvereine und des überregionalen Schwesternverbandes der Loge B'nai B'rith (mit über 10.000 Mitgliedern) an und gründete und leitete zudem den Kasseler Hausfrauenverein. 1923 erwarb die Familie ein Haus in der Malsburgstraße. Mit Beginn der Judenverfolgungen engagierte sie sich in der jüdischen Selbsthilfe. Frühzeitig erkannte sie die Gefahren des nationalsozialistischen Terrors, richtete schon im Frühjahr 1933 die Kasseler Beratungsstelle für jüdische Wirtschaftshilfe und Aufbau ein und engagierte sich für Umschulungsprogramme im Bereich von Landwirtschaft und Handwerk, die jüdische Menschen auf eine Auswanderung vorbereiteten (sogenannte Hachschara-Zentren). Die Gestapo überwachte von Beginn an ihre vielfältigen Aktivitäten. Karl Hermann Sichel erhielt 1935 Berufsverbot, sie selbst wurde (wegen angeblich diffamierender Bemerkungen über den »Führer«) zum Verhör bestellt. Die ehrenvolle Aufgabe, den Jüdischen Frauenbund in

Nachfolge von Bertha Pappenheim zu leiten, musste sie ablehnen. Nachdem das Ehepaar zusammen mit den Kindern nochmals den jüdischen Friedhof in Bettenhausen besucht hatte, um diesen die Gräber der Familie mit ihren tiefen Wurzeln in dieser Stadt zu zeigen, emigrierten sie, getarnt als Bildungsreisende, nach Südafrika. Karl Hermann Sichel konnte in Johannesburg wieder als Architekt tätig werden, Frieda Sichel engagierte sich erneut in der Sozialarbeit für die jüdischen Flüchtlinge, gründete »Our Parents Home« für geflohene ältere Menschen und war bis 1961 für die »Child Welfare Society« tätig. In diesem Jahr war die Familie Sichel noch einmal in Kassel, um die Gräber ihrer Vorfahren zu besuchen. Die Zeitung »The Star« zählte Frieda Sichel 1975 zu den 20 bedeutendsten Frauen Südafrikas. Frieda Sichel starb mit 87 Jahren, vier Jahre nach ihrem Mann, 1976 in Johannesburg. Ihre Nachkommen, zu denen gute Verbindungen von Kassel aus bestehen, leben überwiegend in England. In Kassel-Kirchditmold ist ein Weg nach Frieda Sichel benannt. Für die ganze Familie, die nach langem, stets anerkanntem Wirken aus Kassel vertrieben wurde, wurden inzwischen Stolpersteine verlegt. Es ist zu hoffen, dass die Geschichte Frieda Sichels und ihrer Familie weiterhin in Kassel gewürdigt wird, zum Beispiel durch die Veröffentlichung weiterer Texte von Frieda Sichel. Dem verdienstvollen Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen!

Kassel

Christina Vanja

Thomas VORDERMAYER: Bildungsbürgertum und völkische Ideologie. Konstitution und gesellschaftliche Tiefenwirkung eines Netzwerks völkischer Autoren (1919–1959) (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 109), Berlin u. a.: De Gruyter Oldenbourg 2016, IX u. 479 S., ISBN 978-3-11-041475-2, EUR 59,95

Die geschichtswissenschaftliche Debatte über das deutsche Bürgertum und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus reißt nicht ab. Thomas VORDERMAYER betrachtet nun drei völkische Autoren im Zeitalter der Weltkriege und danach, um der ideologischen Verführbarkeit des Bildungsbürgertums durch Rassismus und Antisemitismus in der Weimarer Republik auf den Grund zu gehen. Neben dem in Österreich-Ungarn aufgewachsenen Schriftsteller Erwin Guido Kolbenheyer (1878–1962) und dem einflussreichen politischen Publizisten und »kultivierten« Antisemiten Wilhelm Stapel (1882–1954) steht hier der aus Hessen stammende Hans Grimm im Vordergrund.

Der Verfasser folgt zunächst den Lebenswegen seiner »Hauptfiguren« bis zum Ende des Ersten Weltkriegs (S. 33), um sodann ihre Kriegsmentalität und Weltanschauung nach 1918 – insbesondere das durch die Weltkriegsniederlage gegebene Radikalisierungsmoment – herauszuarbeiten. Hans Grimm entstammte einer wohlhabenden Familie. Sein Vater war der Rechtshistoriker und Hochschullehrer Julius Grimm (1821–1911), der sich als Privatgelehrter in der aufstrebenden Kurstadt Wiesbaden niedergelassen hatte. Er war Abgeordneter der Nationalliberalen Partei im preußischen Abgeordnetenhaus und beteiligte sich 1882 an der Gründung des Deutschen Kolonialvereins in Frankfurt am Main. Sein Bruder Carl Grimm (1826–1893) war Obergerichtsanwalt und Justizrat in Marburg und Reichstagsabgeordneter der Deutschkonservativen Partei für den Wahlkreis Marburg-Frankenberg-Kirchhain und Abgeordneter im preußischen Parlament im Wahlkreis Kirchhain-Frankenberg.

1875 in Wiesbaden geboren, absolvierte Hans Grimm bis 1894 das Realgymnasium. Infolge eines Unfalls war er stark sehbehindert. Ein Literaturstudium in Lausanne brach er ab, um im von ihm bewunderten England eine kaufmännische Ausbildung zu erhalten. Es folgten zehn Jahre in der britischen Kolonie Südafrika: als Angestellter einer deutschen Importfirma in Port Elizabeth, dann als selbstständiger Kaufmann in East London. Nachdem er sich über ein Jahr in Deutschland aufgehalten hatte, reiste Grimm 1910 als Presseberichterstatter durch die Kolonie Deutsch-Südwestafrika. Nach seiner Rückkehr lebte er als freier Schriftsteller, studierte daneben in München Staatswissenschaften und 1914/15 am Hamburger Kolonialinstitut. Danach nahm er am Weltkrieg teil, u. a. als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter in der Auslandsabteilung der Obersten Heeresleitung.

Ende 1918 ließ er sich in Lippoldsberg nieder, einem Dorf an der Weser nördlich von Kassel. In England und in Afrika hatte Grimm den Eindruck gewonnen, dass die Deutschen weltweit benachteiligt würden, und die Kriegsniederlage schien ihm dies nur zu bestätigen. Als Dichter mit einer politischen Botschaft wollte er mit seinem Heimat- und Kolonialroman »Volk ohne Raum«, an dem er fünf Jahre schrieb, seinen Landsleuten – von deren Überlegenheit er weiterhin überzeugt war – eine neue Richtung weisen. Wie kaum ein anderer Literat avancierte Hans Grimm durch »Volk ohne Raum«, 1926 erschienen und sogleich enorm erfolgreich, zum Stichwortgeber der Agitation Hitlers und anderer Nationalsozialisten. Ihnen bot sich der Titel als griffige Formel an, mit der die damaligen mentalen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme auf eine Ursache – Raummangel – zurückgeführt wurden. (Und dies trotz des Umstands, dass Grimm den deutschen Lebensraum – anders als die NS-Ideologen – in Übersee erobern wollte.) Aus dieser Stimmung einer kollektiv empfundenen Klaustrophobie ging später der sogenannte Generalplan Ost hervor. Unterdessen hielt sich Grimm 1927/28 abermals in der früheren deutschen Kolonie Südwestafrika auf.

Der Schriftsteller schloss sich der NSDAP als Mitglied nicht an, war aber deren ideologischer Wegbereiter, bewusster Förderer – und nach 1945 beredter Verteidiger. Im Nationalsozialismus sah der als »Auslandsexperte« (S. 138) Geltende den Aufbruch zu einer neuen Reformation. Hatte Grimm schon 1927 einen Ehrendoktor der Göttinger Universität und 1932 die Goethe-Medaille erhalten, folgte 1933 seine Berufung zum Senator der Preussischen Akademie der Künste. Zwei Jahre lang war er Präsidialrat der Schrifttumskammer in der Reichskulturkammer.

Dem Höhepunkt folgte ein stetiger Abstieg. In seinem Kapitel über den »[v]erschleppten Generationenkonflikt« macht VORDERMAYER eine wachsende Distanz im Verhältnis Hans Grimms zur »Kriegsjugendgeneration« – und umgekehrt – aus (S. 306 ff.): Jüngere Anhänger und zeitweilige Weggefährten des Schriftstellers hatten sich bald derart radikalisiert, dass sie sich – zu Grimms großer Enttäuschung – zunehmend als belehrungs- und beratungsresistent erwiesen (S. 318). Doch wie es scheint, erkannte er darin nicht die Früchte einer jahrelangen giftigen NS-Propaganda.

Von 1934 an veranstaltete Grimm jährliche Dichtertreffen in seinem Haus, zu denen er Gleichgesinnte einlud. Gewisse Differenzen mit dem NS-Kulturbetrieb – Grimms Verhältnis zu Josef Goebbels schildert VORDERMAYER unter: Von Freundschaft zu Feindschaft (S. 320 ff.) – hinderten Grimm nicht daran, nach 1945 Hitlers Politik zu verharmlosen und Versuche zu einer »Ehrenrettung des Nationalsozialismus« zu unternehmen (S. 364). 1951 gründete er in Lippoldsberg den rechtsextremen Klosterhaus-Verlag, und im Vorfeld

der Bundestagswahl 1953 bereitete sich Grimm als Kandidat der nazistischen Deutschen Reichspartei sogar darauf vor, alsbald ins Parlament einzuziehen (und scheiterte damit kläglich). Für den Verband ehemaliger Internierter und Entnazifizierungsgeschädigter trat der greise Unbelehrbare als Redner auf. Die nach 1939 ausgesetzten »Lippoldsberger Dichtertreffen« belebte Grimm 1949 neu. Sie waren mit anfangs 2000–3000 Teilnehmern ein Treffpunkt rechtsextremistischer Kulturaktivisten. Nach Grimms Tod wurden die Zusammenkünfte von seiner Tochter Holle Grimm bis 1981 fortgeführt.

An der Marburger Universität entstand eine der ersten Doktorarbeiten über das Werk des Schriftstellers (siehe Oskar BECKER: Die Klein-Epik Hans Grimms. Eine Formstudie 1955). VORDERMAYER macht in literaturhistorischen Standardwerken der frühen Bonner Republik aber eine »[s]chleichende Dekanonisierung« aus (S. 394), die sich in einer Herabsetzung des Stellenwerts Grimms niederschlug. Grimms Anteil an der Bekämpfung des Weimarer Verfassungsstaats, an der Popularisierung des völkischen und nationalsozialistischen Mythos vom angeblich unzureichenden Lebensraum und der damit begründeten mörderischen Expansionspolitik sowie seine Wegbereiterrolle für den westdeutschen Neonazismus wurden aber erst seit den 1990er-Jahren von der Forschung eingehender herausgearbeitet.

Am 27. September 1959 starb der rechtsextreme Autor Hans Grimm. Er wurde im Kreuzgang des ehemaligen Klosters Lippoldsberg beigesetzt. Im Jahr 2014 schloss Thomas VORDERMAYER seine bei Andreas Wirsching in Augsburg verfasste Dissertation ab, für die in erster Linie Nachlässe aus dem Marbacher Literaturarchiv herangezogen wurden. Wie im Fall der beiden anderen von VORDERMAYER ausgewählten »gemäßigt agierenden völkischen Ideologen« (Klappentext) gelingt es dem Verfasser auch bei Hans Grimm deutlich zu machen, wie dieser sich mit anderen abstimmte und Bestätigung fand, welche Rolle er im Dritten Reich einnahm und wie er mit seinem unvermuteten Bedeutungsverlust nach 1945 fertig zu werden versuchte. (In Wiesbaden gibt es heute *keine* Hans Grimm-Straße!) Strenge Strafen hatte jener Hitler-Verehrer, welcher der Barbarei mitten in Europa auf gebildete Weise den Weg ebnete, wohlgemerkt nicht zu befürchten. Doch hatte Carl von OSSIETZKY sie schon vorausgesagt, als er schrieb: »Der literarische Antisemitismus liefert nur die immateriellen Waffen zum Totschlag« (Die Weltbühne, 19.7.1932, S. 96 f.).

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Esther ABEL: Kunstraub – Ostforschung – Hochschulkarriere. Der Osteuropahistoriker Peter Scheibert, Paderborn: Schöningh 2016, 285 S., 5 s/w-Abb., 1 Karte, ISBN 978-3-506-78543-5, EUR 44,90

Peter Scheibert (1915–1995) gehörte zu jenen deutschen Wissenschaftlern, die ihre Karriere als Osteuropa-Experten unter dem Nationalsozialismus begannen. Was ihn für diese Zeitschrift interessant macht, ist seine aus den Jahren nach 1945 herrührende Verbindung zu Marburg, insbesondere zur Philipps-Universität, an der er zwei Jahrzehnte lang als Osteuropahistoriker wirkte. Die heftige Debatte, die Esther ABEL durch ihre bei Stefan Plaggenborg in Bochum verfasste Dissertation in Gang gesetzt hat, zeigt, wie überaus empfindlich Teile der akademischen Osteuropa-Historie weiterhin auf Vorwürfe reagieren, ihre Repräsentanten seien in die Untaten des Nationalsozialismus persönlich verstrickt.

In eine Berliner Offiziersfamilie hineingeboren, studierte Scheibert in Berlin, Breslau und Königsberg vor allem osteuropäische Geschichte. Er lernte mehrere dafür nützliche Fremdsprachen und wurde im Juli 1939 mit einer Arbeit über Finnland im 19. Jahrhundert bei dem Ostforscher Hans Uebersberger (1877–1962) in Berlin promoviert. Sechs Jahre zuvor war Scheibert in die SA eingetreten und im Mai 1937 in die NSDAP. Danach betätigte er sich als *Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter* des Auswärtigen Amts bei der »Auswertung erbeuteter Akten« (S. 34), wurde zunächst in Warschau, dann kurzzeitig in Nord- und in Westeuropa eingesetzt. 1941 war er dem *Sonderkommando Künsberg* zugeteilt, das in den besetzten Gebieten – der Waffen-SS unterstellt – Kunstwerke und Kulturgüter an sich bringen sollte, um sie nach Deutschland abzutransportieren. Scheibert arbeitete zunächst in den drei baltischen Republiken und im Wilna-Gebiet, im Herbst 1942 – mittlerweile SS-Untersturmführer – bei Stalingrad. Verschiedene, seinem »Hang zur Schwatzhaftigkeit« geschuldete Äußerungen über Missstände und über Verfehlungen von Vorgesetzten brachten ihm ein Verfahren wegen Wehrkraftzersetzung ein, das für Scheibert – »mit einem einfachen Verweis bestraft« – glimpflich endete (S. 72 f.). Von 1943 an war Scheibert für das Reichssicherheitshauptamt tätig, betrieb bis April 1944 – nach eigener Aussage – »Kunstschutz« in Mittelitalien (S. 96, 100). Vom Spätsommer 1944 an wirkte er – wieder in Diensten des Auswärtigen Amts – an der Deutschen Gesandtschaft in Budapest und einige Wochen am Deutschen Konsulat in Kaschau (Košice) unter dem Amtsträger Hans Graf von Matuschka (1885–1968). ABEL resümiert, dass Scheibert »wie alle Kriegsteilnehmer des Ostfeldzuges [...] den auf faschistischer und rassenideologischer Grundlage stattfindenden Ostfeldzug unterstützt hat« (S. 122).

Über die Zeit unmittelbar nach seinem Einsatz in Ungarn konnte die Verfasserin wenig in Erfahrung bringen. Offenbar betätigte sich Scheibert, den es nach Uslar bei Göttingen verschlagen hatte, als evangelischer Religionslehrer und in Schwarzmarktgeschäfte verwickelter Spediteur. Nachdem er in seinem Entnazifizierungsverfahren wiederholt in Berufung gegangen war, glückte es dem zweimal in die Gruppe IV der »Mitläufer« eingestuften Osteuropa-Experten im Mai 1950, die ersehnte Entlastung zu erreichen (S. 134).

Der Neustart von Scheiberts Karriere führte Mitte 1949 über ein Stipendium der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft für sein Forschungsthema »Geistesgeschichte der russischen Revolution 1840–1890«. Er nutzte diese Vorarbeiten für seine Habilitationsschrift, die Theodor Schieder (1908–1984) in Köln betreute. Keinen Erfolg hatte Scheibert 1953 mit seiner Bewerbung um eine Referentenstelle bei der Fulbright-Kommission, wobei seine Belastung, während des Kriegs Angehöriger eines Kunstraub-Sonderkommandos gewesen zu sein, vermutlich ausschlaggebend war (S. 140).

Eine Auftragsarbeit über die Lage der westdeutschen Bibliotheken machte mehrere Besuche in Marburg nötig, wo seinerzeit die Bestände der Berliner (ehemaligen) Preußischen Staatsbibliothek untergebracht waren. Die Stadt an der Lahn wurde seinerzeit zum Zentrum der bundesdeutschen Ostforschung ausgebaut, hier hatten das Johann-Gottfried-Herder-Institut und der ihm zugeordnete Forschungsrat ihren Sitz (S. 178). Scheibert stand diesem deutschtümelnden Ansatz jedoch (weiterhin) distanziert gegenüber und konzentrierte sich auf die Erforschung des Kommunismus, war unter anderem als anonym bleibender Mitarbeiter an verschiedenen Veröffentlichungen des Bonner Auswärtigen Amts beteiligt (S. 160).

Am Ende entschied er sich, der Wissenschaft treu zu bleiben, denn die Philipps-Universität hatte Scheibert 1959 »auf das Extraordinariat für Osteuropäische Geschichte [...] berufen« (S. 177), als der Posten durch den Weggang Georg von Rauchs nach Kiel freigeworden war. Wenngleich das Fach sich an der Marburger Universität erst nach 1945 herausgebildet hatte, gab es lange zurückreichende Beziehungen zwischen der Universität und ihren zahlreichen Studierenden aus Ost(mittel)europa und ein »verheißungsvoll[es]« Umfeld für einen Ordinarius, der entschlossen war, »einen eigenen Schülerkreis ›heran[zu]züchten« (S. 181). Seit 1965 gehörte Scheibert dem Vorstand des Herder-Instituts an.

Der Marburger Osteuropahistoriker galt als konservativ: Dem Zeitgeist, der Demokratisierung der Ordinarienuniversität, stemmte er sich Ende der 1960er-Jahre entgegen und strengte dabei mehrere Prozesse an. Scheibert fühlte sich aufgerufen, die »Freiheit der Wissenschaft« zu verteidigen, initiierte 1968 das *Marburger Manifest*, mit dem schließlich rund anderthalb Tausend Hochschullehrer aus mehr als 30 westdeutschen Einrichtungen ihre Bedenken gegen die »Demokratisierungsbestrebungen an den Universitäten« im sozialdemokratisch regierten Hessen und in anderen Bundesländern äußerten (S. 190 f.).

1970 trat Scheibert der CDU bei. Die Brandt'sche Ost- und Annäherungspolitik lehnte er ab. Er war bemüht, den einflussreichen Marburger Politikwissenschaftler Wolfgang Abendroth zu diskreditieren. Binnen weniger Jahre überwarf sich Professor Scheibert mit mehreren seiner Assistenten und Doktoranden, andere boykottierten ihn: An der betont linken Marburger Universität dieser Jahre hatte Scheibert einen schweren Stand und nur wenige Hörer. Der Marxistische Studentenbund Spartakus griff 1973 Scheiberts NS-Belastung in Flugblättern auf. Der Angegriffene ging mit einer »einstweiligen Verfügung« dagegen vor (S. 223 f.). Sein Opus magnum »Lenin an der Macht. Das russische Volk in der Revolution 1918–1922«, das 1984 herauskam, handelte vom Terror der Bolschewisten, war für ihn aber – wie er im Vorwort bekannte – zugleich ein »Versuch der inneren Bewältigung der [Marburger] kommunistischen Offensive« (S. 244). Richtig wohl fühlte sich Scheibert nur bei seinen wiederholten Gastdozenturen in den Vereinigten Staaten. 1987 ließ der lebenslange Junggeselle sein Marburger Umfeld hinter sich und zog zurück nach Berlin.

Die Ikonen, die Scheibert sich in den Kriegsjahren angeeignet hatte, vermachte er übrigens später testamentarisch der Religionskundlichen Sammlung der Philipps-Universität; deren zuständiger Vertreter beschied die Autorin 62 Jahre nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus, dass »sich der Wert und die genaue Herkunft der Ikonen bisher nicht feststellen ließen« (S. 119, Anm. 601).

In ihrer nahezu umfassend recherchierten Biografie Scheiberts arbeitet die engagiert schreibende Verfasserin inhaltliche und personelle Kontinuitäten und Neuansätze innerhalb des Fachs Osteuropäische Geschichte heraus (das an der Philipps-Universität nicht mehr gelehrt wird), und sie zeigt einmal mehr, dass es zum Umgang von Historikern mit ihren Handlungen unter dem Nationalsozialismus noch immer Erhellendes beizusteuern gibt.

Zudem ist ABELS Studie als Baustein für eine künftige Geschichte der politischen und universitären Marburger Verhältnisse in den Wendejahren »um 1968« lesenswert. Der Fall Scheibert ist in diesem Zusammenhang zwar nur eine Episode, aber eine bezeichnende, weil sich persönliche (verschwiegene) NS-Belastung, politisch beeinflusste Wissenschaft,

fehlende Einsicht und starre Reformgegnerschaft hier verschränkten. Glaubte Scheibert doch, Lenins Geist auch in Marburg (bei marxistisch argumentierenden Gegnern) bekämpfen zu müssen.

Esther ABEL hat sich somit auch um die Marburger Universitätsgeschichte verdient gemacht, indem sie einem ihrer weißen Flecken etwas Farbe verliehen hat. Dies ist umso wichtiger, als trotz des 50. Jahrestags der Marburger Verhältnisse mit ihrer politisch aufgeheizten Atmosphäre weder die Stadt noch die Universität Marburg Anstrengungen unternommen haben, den für ganz Hessen (und damit auch für die Bonner Republik) bedeutsamen Komplex ›1968‹ historisch umfassend aufarbeiten zu lassen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Nationalsozialismus und Erinnerungskultur

Andreas HEDWIG und Dirk PETER (Hg.): Auslese der Starken – »Ausmerzungen« der Schwachen. Eugenik und NS-»Euthanasie« im 20. Jahrhundert (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 35), Marburg 2017, 335 S., s/w-Abb., Tab., Diagramme, ISBN 978-3-88964-220-2, EUR 29.00

Im Jahr 2015 wurde im Hessischen Staatsarchiv Marburg eine Ausstellung über Eugenik und nationalsozialistische »Euthanasie« im 20. Jahrhundert gezeigt. Sie war verbunden mit einer wissenschaftlichen Tagung, deren Erträge in diesem Sammelband vorgelegt werden. Neben dem Hessischen Staatsarchiv Marburg waren Veranstalter die Gedenkstätte Hadamar des Landeswohlfahrtsverbands Hessen, die Landeszentrale für politische Bildung und die Historische Kommission für Hessen.

Nach einer Einleitung von Andreas HEDWIG folgen zehn Aufsätze, die zu drei Themenblöcken zu jeweils drei bis vier Beiträgen zusammengefasst wurden. Im ersten Abschnitt über Eugenik, Rassenhygiene und »Erbgesundheitspolitik« betrachtet Uwe KAMINSKY Eugenik als Sozialutopie und Gesellschaftspolitik unter den in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wechselnden politischen Regimen. Solche Kontinuitäten greift Irmtraut SAHMLAND noch einmal auf, wenn sie sich mit Eugenik und Rassenhygiene im medizinischen Diskurs während der Weimarer Republik befasst. Auf das Verhalten der Ärzte bei der Umsetzung der NS-Zwangssterilisation nach dem »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« geht Astrid LEY ein. Gerhard AUMÜLLER blickt auf die Marburger Medizinische Fakultät und die nationalsozialistische Rassenhygiene, wobei er den Rassenhygieniker Wilhelm Pfannenstiel (1890–1982) in den Mittelpunkt rückt. Letzterer war als Universitätslehrer und Spezialist der SS sowohl Theoretiker wie Praktiker des nationalsozialistischen Vernichtungsprogramms, das in den Judenmord mündete. (Der Ausstellungsteil am Ende des Bands weist auch auf die Rolle von Ernst Kretschmer, Albrecht Langelüddecke, Theodor Malcus, Walter Schmidt und Werner Villinger hin.)

Im Abschnitt »Nationalsozialistische »Euthanasie«-Verbrechen« verortet Gerrit HOHENDORF die Patientenmorde im Nationalsozialismus zwischen »rassenhygienischer Ausmerze«, ökonomischer Kalkül und der vermeintlichen Erlösung vom Leiden. Peter SANDNER schildert den Zusammenhang zwischen Planwirtschaft und Kranken-

mord. Im hessischen Hadamar wurde 1983, vier Jahrzehnte nach den staatlich organisierten Massenmorden, eine Gedenkstätte eingerichtet. Dieser Tötungsanstalt und den dort zwischen 1942 und 1945 noch einmal verstärkten Mordaktionen widmet sich Jan Erik SCHULTE.

Christina VANJA beschreibt in ihrem Beitrag über das Erinnern an die NS-»Euthanasie« nach 1945 weitere Gedenkorte in Hessen. Er wurde dem letzten Abschnitt zugeordnet, der von »Folgen und Aufarbeitung von NS-»Euthanasie« und Zwangssterilisationen nach Ende des Zweiten Weltkriegs« handelt. Der Strafverfolgung der »Euthanasie«-Morde nach 1945 wendet sich Andreas EICHMÜLLER zu. Mit regionalem Fokus auf die Zwangssterilisationen im früheren nord- und mittelhessischen Regierungsbezirk Kassel arbeitet Wolfgang FORM Opfer, Akteure und Strukturen heraus. Den Aufsätzen folgen im Katalog-Teil Abbildungen der durchweg sehr informativen Ausstellungsstücke, die mit einer eigenen Einführung und einer kundigen Beschreibung verbunden sind.

Unter dem Nationalsozialismus wurden rund 400.000 Personen aufgrund des NS-Erbgesundheitsgesetzes zwangsweise unfruchtbar gemacht, Opfer der nationalsozialistischen »Euthanasie«-Morde an Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen wurden 216.000 Personen im Deutschen Reich und 300.000 im übrigen Europa. Außer Betracht bleibt bei dieser schon schrecklichen Bilanz der weit darüber hinausreichende Kontext – zumal die Kontinuitätslinien, die in den seit 1939 umgeformten »Lebensraum« in den eroberten Gebieten führten. Denn die in Deutschland in Gang gesetzten Massenmorde bedeuteten lediglich die Einübungsphase in weit größere Vorhaben. Stellte sie doch eine Generalprobe für die technische Umsetzbarkeit des millionenfachen Mordes an dort vorgefundenen unerwünschten Bevölkerungsgruppen dar – insbesondere den osteuropäischen Juden, aber auch Sinti und Roma, russischen und polnischen Anstaltspatienten und Gebrechlichen, die der deutschen Verwaltung bald nach der Besetzung als »unnütze Esser« galten.

Trotz ersten Prozessen von 1946 an blieb die justizielle Ahndung der »Euthanasie«-Verbrechen »höchst lückenhaft«, wie Dirk PETTER in seinem Kommentar zu den Dokumenten feststellt. Dies darf nicht verwundern, denn »die Maßstäbe der NS-Zeit« waren verinnerlicht worden und galten fort (S. 314). »Die im alten Regierungsbezirk Kassel zwangssterilisierten Männer und Frauen hatten keine Chance auf Rehabilitierung«, resümiert Wolfgang FORM in seiner Schlussbetrachtung: »Sie alle standen auch nach dem Ende des NS-Regimes unter dem Generalverdacht, gefährlich für die ›Volksgemeinschaft‹ zu sein.« Im Runderlass des von dem Sozialdemokraten Heinrich Zinnkann geführten hessischen Innenministeriums vom 16. August 1950 hieß es ohne Einfühlsamkeit für die Opfer der Zwangssterilisationen, diese würden gewöhnlich »nicht zu einer Wiedergutmachung führen können, weil durch die Sterilisation der Körper bzw. die Gesundheit des Verfolgten unerheblich beschädigt wurde [...]« (S. 200).

Am Ende ist sowohl der Ausstellung als auch der Tagung der Hinweis darauf gelungen, »dass historische Forschung zum Thema Eugenik und NS-»Euthanasie« [...] möglich, ertragreich und sinnvoll ist« (Einleitung, S. 10). Das Quellenmaterial steht – auch dank der juristischen Aufarbeitung – zur Verfügung, nun kommt es darauf an, es für bislang unberücksichtigte Fragestellungen zu nutzen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Thomas SCHATTNER: Täter- und Opferbiografien in Nordhessen während der nationalsozialistischen Zeit von 1933 bis 1945, Homberg, Efze: Selbstverlag, 2017, 256 S., zahlr. Abb., ISBN 978-1546877356, EUR 10,70

Thomas SCHATTNERS Zusammenstellung von Täter- und Opferbiografien umfasst kurze Schilderungen zu den Lebenswegen von 15 NS-Tätern und zu 13 Gegner(inne)n des Nationalsozialismus. Unter Ersteren sind unter anderem einige regionale Funktionäre der NSDAP wie der Oberpräsident Philipp Prinz von Hessen (1896–1980), aus Nordhessen stammende Nazis, die (auch) in Berlin Karriere machten, der deutschnationale Landrat des Kreises Homberg bzw. Fritzlar-Homberg Carl Freiherr von Funck (1881–1963), Hitlers Blutrichter Roland Freisler (1893–1945) und Wehrmachts-General Friedrich Paulus (1890–1957). In der Opfergruppe erscheinen unter anderem der Waberner Pastor Heinrich Baum (1868–1936), der Homberger anthroposophisch interessierte Gymnasiallehrer Dr. Rudolf Bubner (1900–2001), dessen Kollegen Hans Zenker (1899–1961) und Hedwig Zuschlag (1913–1988), der Homberger Sozialdemokrat Fritz Kramer (1886–1940), Hans John (1911–1945) aus Treysa und Egbert Hayessen (1913–1944) vom Mittelhof bei Gensungen, die beide dem militärischen Widerstand gegen Hitler zuzurechnen sind, die Kommunisten Martin Greiling (1896–1968) aus Melsungen und Walter Stahnke (*1909) aus Borken sowie die sozialdemokratischen Widerstandskämpfer Konrad März (1882–1957) und Albert Schuler (1886–1861) aus Homberg.

Die Sammlung will erste Grundlagen für Personenporträts zur Regionalgeschichte unter dem Nationalsozialismus legen und nachfolgende Historikergenerationen dazu ermutigen, weiter zu forschen. Für die Forschung erweisen sich die Biogramme aber als wenig hilfreich. Die Informationen sind kaum einheitlich strukturiert, Zitate werden ihren Fundorten nicht direkt zugeordnet (stattdessen wird in »Quellenverzeichnissen« jeweils summarisch auf benutzte Quellen und Literatur verwiesen). Wenn es bei Kurhessens Gauleiter Karl Weinrich (1887–1973) heißt, über seinen Lebensweg in der Bonner Republik sei »nichts Näheres bekannt«, so wäre doch zu erwarten gewesen, dass der Autor diese Leerstelle füllt. Das gleiche gilt für den – SCHATTNER zufolge – unklaren Geburtsort Johns, der in der Schwalm heranwuchs. (Die Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin nennt Treysa.) Über Klaus Barbie berichtet SCHATTNER ohne Kenntnis der Studien von Peter Hammerschmidt. Dagegen hat er bei seinen Nachforschungen zur Vita des Pfarrers Otto Fricke (1902–1955), der bei der Bücherverbrennung an der Frankfurter Universität die Brandrede hielt, sogar einen Enkel ausfindig gemacht und befragt. Bei Weinrichs Nachfolger Karl Gerland (1905–1945) sind die Umstände seines Tods durchaus bekannt, obwohl der Verfasser sie nicht nennt – wie er übergeht, dass auch Gerlands Vorgänger zu den radikalen Antisemiten zählte. Die Ausführungen über den Sohn des Homberger NSDAP-Kreisleiters Exter sind unklar (S. 50). Über Arnold Strippel (1911–1994), der in den nationalsozialistischen KZs seine »Blutspur« hinterließ, wofür er in mehreren Verfahren verurteilt wurde, erfahren wir, dass er »1970 eine Haftentschädigung von 121.500,- DM« erhielt (S. 128). Warum dem wiederholt rechtskräftig Verurteilten diese Entschädigung zugesprochen wurde, erschließt sich nicht. (Nach einem Wiederaufnahmeverfahren war das Strafmaß *rückwirkend* erheblich ermäßigt worden, was einmal mehr belegt, dass die bundesdeutsche Justiz seinerzeit erheb-

lich mehr Empathie mit den NS-Massenmördern aufbrachte als für deren Opfer.) Bei den zwei Listen von Todesopfern, an deren Ermordung Strippel beteiligt war (S. 123 f., 126 f.), bleibt unerwähnt, dass es sich um *jüdische* Verfolgte handelte. Auch der Name des jüdischen Ehepaars, das die Familie Zenker versteckt hatte, wird nicht genannt (S. 236). Zur strafrechtlichen Ahndung der Verbrechen von Dr. Dr. Karl Neuhaus (*1910) hat SCHATTNER mehrere Zeitungsartikel abgedruckt, die u. a. deutlich machen, dass die Tätigkeit von Verantwortlichen für den NS-Terror mit einer Nachkriegshaft in der Sowjetunion verrechnet werden konnte (S. 87, 94). Der frühere Homberger Lehrer wurde im Dezember 1953 zu einer Zuchthausstrafe von zwei Jahren verurteilt; leider fehlt hier eine Mitteilung darüber, welches Ergebnis die Revision hatte (S. 95). Für den Tod Freislers gibt SCHATTNER zwei Versionen an (S. 58, 189).

Zwei zu Strippel und Neuhaus passende Täter wird man vermissen. SS-Oberscharführer Werner Borowski (1913–1944), der sich in Korbach der NSDAP angeschlossen hatte und später bei der Aktion T4 als Verwalter tätig war, baute das Vernichtungslager Bełżec mit auf und war von Frühjahr bis September 1942 im Vernichtungslager Treblinka tätig. Einer der engsten Mitarbeiter Adolf Eichmanns, Hermann Krumei (1905–1981), setzte sich in Korbach politisch im Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) ein.

Trotz Lücken und Schwächen hat das Buch sein Gutes, weist es doch auf Versäumnisse der regionalen Zeitgeschichtsforschung hin, die in der Bonner Republik über Jahrzehnte tradiert wurden. Der von SCHATTNER bemängelte unbefriedigende Wissensstand müsste endlich *systematisch* aufgearbeitet werden. Dabei wäre – was die Seite der (Schreibtisch-)Täter und Verantwortlichen anbetrifft – von den grundlegenden Arbeiten von Thomas KLEIN (Leitende Beamte der allgemeinen Verwaltung in der preußischen Provinz Hessen-Nassau und in Waldeck 1867–1945, Darmstadt 1988) und Nadine FREUND (Teil der Gewalt. Das Regierungspräsidium Kassel und der Nationalsozialismus, Marburg 2017) auszugehen – und dies mit dem, was andernorts erarbeitet wurde sowie mit weiteren Nachforschungen, insbesondere zu den Landräten und den maßgeblichen NSDAP-Funktionären, erheblich zu ergänzen. Ehe wir dahin kommen, wird die Aufarbeitung der NS-Zeit vor dem Hintergrund der hessischen Landesgeschichte ein von mancherlei Zufälligkeiten geprägtes Stückwerk bleiben.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Marco DRÄGER: Deserteur-Denkmäler in der Geschichtskultur der Bundesrepublik Deutschland (Geschichtsdidaktik diskursiv – Public History und historisches Denken 4), Frankfurt am Main: Lang 2017, 705 S., Farb- u. s/w-Abb., ISBN 978-3-631-71971-8, EUR 99,95

Marco DRÄGER befasst sich in seiner 2016 abgeschlossenen Göttinger Dissertation über Deserteur-Denkmäler mit den Wandlungen im Geschichtsbewusstsein und in der Geschichtskultur verschiedener Generationen. Den zeitlichen Schwerpunkt bilden die späten Nachkriegsjahre am Ende des vergangenen Jahrhunderts. Ausgelöst durch die Nachrüstungsdebatte und die Friedensbewegung artikuliert sich erst zu Beginn der 1980er-Jahre in einigen Städten die Forderung, Denkmäler für Deserteure zu errichten.

Bislang waren die Militärdienstpflichtigen, die sich Hitlers Vernichtungskrieg entzogen hatten – und dafür von der NS-Justiz mit zehntausenden Todesurteilen überzogen worden waren –, von einer uneinsichtigen Öffentlichkeit als Feiglinge und Drückeberger betrachtet worden. Nur wenige wagten es, sich diesem Konsens entgegenzustellen. Zu den hierzulande prominentesten bekennenden Deserteuren gehörte der Schriftsteller Alfred Andersch, der in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin heute als Deserteur geehrt wird.

DRÄGER zeichnet nun auf breiter Quellengrundlage erstmals im Einzelnen nach, wie es zur Errichtung von Erinnerungszeichen für diese Opfergruppe kam. Nach einem mit »Theorie« betitelten Einführungskapitel über Generationenabfolge, kollektives Geschichtsbewusstsein, die Tradition der deutschen Kriegerdenkmäler und deren Infragestellung durch »Gegendenkmäler« wendet sich der Verfasser einer Diskursanalyse zu. Sie greift die gesamtgesellschaftlichen Umbrüche an der Wende von den 1970er- zu den 1980er-Jahren auf, darunter die Affäre um den früheren NS-Marinerichter Hans Filbinger, die Debatte um die Fernsehserie Holocaust, um Atomwaffen-Aufrüstung und NATO-Doppelbeschluss.

Die Mikro-Ebene repräsentieren zwei je etwa achzigseitige lokalhistorische Fallbeispiele aus Kassel und aus Göttingen. Warum die beinahe benachbarten Groß- und Universitätsstädte in Nordhessen und in Südniedersachsen ausgewählt wurden, um die Auseinandersetzungen um Denkmäler für Deserteure nachzuzeichnen, wird lediglich damit begründet, dass ihnen im Rahmen der damaligen Denkmalsdiskussionen exemplarischer Wert zukomme.

Kassel, ein Zentrum der Rüstungsindustrie, war historisch besonders vorbelastet. Hier gab es nicht nur ein monumentales »Ehrenmal« für die Kriegstoten des Ersten Weltkriegs, das 1924 errichtet und zwei Jahre später mit Festreden des passionierten Marburger Kriegerverbandsfunktionärs und Militärschriftstellers Friedrich Immanuel (1857–1939) und des Ehrenvorsitzenden des Kurhessischen Kriegerbunds und ehemaligen Generals der Infanterie Walter von Hülsen offiziell seiner Bestimmung übergeben wurde. Doch schon vor dem Dritten Reich galt es bei den meisten als »pazifistisch« und allzu wenig heldenhaft. Also wurde die von Hans Sautter geschaffene Skulptur verdeckt. Kassel lud seit Mitte der 1930er alljährlich zum »Reichskriegertag« ein, wobei sich die Stadt im Sinne des damals angestrebten und bereits energisch vorbereiteten Eroberungskriegs ungemein militaristisch geben musste. Ein paar Jahre später hatte die Stadt unter dem Luftkrieg mehr als viele andere Orte zu leiden, als am 22. Oktober 1943 das »alte Kassel« unterging und weite Innenbereiche durch Bomberangriffe in Schutt und Asche verwandelt wurden.

In den 1980er-Jahren stand der von SPD-Oberbürgermeister Hans Eichel geführte Magistrat den rechtslastigen Kriegerkameradschaften und Traditionsverbänden betont kritisch gegenüber. Er machte sich die anfangs bloß von außerparlamentarischen Gruppen und von Grünen getragenen Bemühungen um eine Neubewertung der Desertion zu Eigen. So war Kassel Schauplatz des Entstehens der ersten Dokumentation über Kriegsdienstverweigerung und Fahnenflucht, die als 6. Band der *Kasseler Quellen und Studien* dank städtischer Förderung erscheinen konnte (siehe Jörg KAMMLER: Ich habe die Metzzelei satt und laufe über ... Kasseler Soldaten zwischen Verweigerung und Widerstand [1939–

1945], 1985). 1987 kam mit der Anbringung einer Gedenktafel am Soldaten-»Ehrenmal« eine jahrelange, hitzig geführte – und letztlich befreiende – Debatte zum Abschluss.

Der bei den Zeitgenossen höchst umstrittene »Wandel von lokaler Geschichtskultur im Wechsel der Generationen« schlug sich, wie DRÄGER auch am Beispiel Kassel zeigen kann, in einem neuen, dem Frieden verpflichteten Ideal nieder, wonach nicht mehr Kriegshelden, sondern jene zu verehren waren, die sich dem Töten entzogen (S. 327).

Die von DRÄGER auf breiter Quellenbasis beschriebenen Veränderungen stehen im Zusammenhang mit verschiedenartigen Anstrengungen, den Opfern der NS-Politik wenigstens im Nachhinein Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dieser gesellschaftliche Lernprozess, der auf einem langfristigen Wertewandel beruht, ist auch heute immer noch nicht abgeschlossen. Doch wissen wir inzwischen, dass diejenigen, die bei Hitlers Kriegen *nicht* mitmachten, mutigen und aktiven Widerstand leisteten. Wie es zu diesem Erkenntnisgewinn kam, hat Marco DRÄGER nun mit Blick auf Kassel mit viel Umsicht und auf anregende Weise nachgezeichnet. Die Lage in anderen hessischen Groß- und Universitätsstädten ist dagegen weniger gut erforscht. Daher wäre, um das Bild zu vervollständigen, in diesen Orten noch nachzuarbeiten.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Stadt- und Ortsgeschichte

Waltraud Regina SCHMIDT: Vom Augustinerinnenkloster zum Hohen Hospital Merxhausen, Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2013, 205 S., 98 vorwiegend farb. Abb., ISBN 978-3-86568-855-2, EUR 19,95

Anlass für das Erscheinen des Buches im Jahr 2013 war, wie der Vorsitzende des örtlichen Kultur- und Heimatvereins, H. NEUMANN, in seinem Geleitwort schreibt, das 800jährige Bestehen des Klosters und nachmaligen Hospitals Merxhausen, das die Geschichte vieler Ortschaften in seinem Einzugsbereich geprägt und damit überörtliche Bedeutung gewonnen hat. Entsprechend dem historischen Funktionswandel Merxhausens vom hochmittelalterlichen Augustinerinnenkloster über ein bis zur Reformation bestehendes Chorherrenstift bis hin zu einer in die Gegenwart reichenden Einrichtung als Hospital ist das Buch in drei recht unterschiedlich umfangreiche Teile gegliedert. Dabei ist der Hospitalzeit, wenngleich dem längsten Zeitabschnitt (Teil III »Vom Kloster zum Hohen Hospital«, S. 173–192) der am wenigsten umfangreiche Abschnitt gewidmet und konzentriert sich auf die Zeit des Stifters, Landgraf Philipps des Großmütigen. Teil II behandelt »Das Augustiner-Chorherrenkloster Merxhausen« unter dem Titel »Regulierte Augustiner der Windesheimer Kongregation« (S. 129–173). Der den »Augustinerinnen zu Merxhausen« (S. 19–128) gewidmete Teil I, der bei weitem der umfangreichste ist, soll nachfolgend ausführlicher vorgestellt werden.

Der Wechsel von dem 1213 unter dem Patrozinium Johannes des Täuflers gegründeten Frauenkonvent in ein Chorherrenstift nimmt im Prinzip den durch die Reformation bedingten dramatischen Einschnitt in der Geschichte der Einrichtung vorweg. Die in einem Bericht aus dem Jahr 1485 erwähnte angebliche Sittenlosigkeit der Augustinerinnen war,

darauf insistiert die Verfasserin energisch, eine durch nichts zu belegende Behauptung. Vielmehr handelt es sich bei diesem Bericht um ein Dokument der landgräflichen und auch kirchlichen Interessenpolitik, wie er auch anderenorts, z. B. im Stift Wetter, der Umwidmung des Klosters als vorgeschobene Motivation unterstellt wurde (die leider kritiklos übernommen und weitergegeben wurde). Vielmehr waren es die ökonomischen, klimatischen und vor allem politischen Bedingungen, die vielerorts zu Wüstungen von klostereigenen Dörfern und damit zum wirtschaftlichen Niedergang des Klosters führten, dem z. B. nicht ausreichende Mittel für die in desolatem Zustand befindlichen Klostergebäude verfügbar gemacht werden konnten. Der erhebliche Grundbesitz der Priorin wie der Konventualinnen war als wirtschaftliche Grundlage so attraktiv, dass Landgraf Wilhelm II. den Frauenkonvent auflöste und mit Augustiner-Chorherren aus dem westfälischen Kloster Böödeken besetzen ließ. Der bald der Windesheimer Kongregation, einer Hauptrichtung der *devotio moderna*, zugeführte Konvent nahm durch den wirtschaftlichen Einsatz der Konversen wie auch die spirituelle Intensivierung der Klosterkultur durch die Augustiner-Chorherren einen bedeutenden Aufschwung. Durch den massiven Einschnitt der Reformation mit ihrer theologischen Umorientierung weg von der Werkgerechtigkeit der Seelgerätsstiftungen und der spätmittelalterlichen Pflege der Memoria hin zu einer karitativen Verwendung der Klostersgüter zum »Gemeinen Nutz«, wurde 1533 die Umwidmung Merxhausens durch Landgraf Phlipp den Großmütigen in eines der insgesamt vier Hessischen Hohen Hospitäler vollzogen. Diese Verwendung ehemaligen Kirchenguts zur Einrichtung der Hospitäler für die Armen und Elenden auf dem Lande war nach Einschätzung vieler Historiker die größte soziale Tat in der Geschichte der Landgrafschaft Hessen.

Darüber sollte jedoch nicht die Bedeutung der Klosterstiftung und des klösterlichen Lebens der Augustinerinnen in Merxhausen als eines religiösen Zentrums in der Region in Vergessenheit geraten, die sich als wesentlich nachhaltiger erwies als die ähnlicher, benachbarter Einrichtungen, wie z. B. des Kanonissenstifts in Wetter, um nur ein Beispiel zu nennen.

So gliedert sich Teil I der Darstellung in die folgenden zehn Kapitel: 1. Die Zeit um 1213, 2. Die Stifter des Klosters Merxhausen – eine Bruderschaft von Geistlichen und Laien, 3. Klostergründung 1213, 4. Die *Priorissa* und der *Convent der Closterjungfrouwen*, 5. Weihe der Klosterkirche und des Klosters in Merxhausen 1256, 6. Anwachsen des Merxhäuser Klosterbesitzes, 7. Das Leben in der Klostergemeinschaft, 8. Memorialkultur, 9. Erwartungen der Gesellschaft an die Klosterjungfrauen, 10. Sichtbare Zeugnisse aus der Klosterzeit, Orte der lebendigen Erinnerung. Dabei ist jedes Kapitel noch einmal sehr systematisch in zwei bis acht Unterkapitel unterteilt und bietet so die Möglichkeit einer thematisch breit gefächerten Entfaltung des Stoffs.

Mit ihrer detaillierten Darstellung, Auswertung, Interpretation und Kontextualisierung nahezu sämtlicher Urkunden des Klosters, die die Verfasserin aus vielen Archiven zusammengetragen hat, lässt sie ein eindrucksvolles Bild des regen geistlichen Lebens des Konvents entstehen (wobei die genaue Bezeichnung der Einrichtung als Kloster, Konvent oder Stift oftmals wechselt und nicht eindeutig ist). Die Augustinerinnen, die sich offenbar aus dem Niederadel und der nichtadligen Bevölkerung des näheren und weiteren Umlandes rekrutierten, wie die Verfasserin nachweist, kamen ihren Gebetsver-

pflichtungen im Chorgebet regelmäßig nach, wie den zahlreichen Memorialstiftungen und Schenkungen zu entnehmen ist. Denn die Schenker und andere Vertragspartner, die in den Urkunden genannt werden, verbanden ihre Donationen mit dem Auftrag an die Sanktimonialen, für ihr Seelenheil oder das naher Verwandter, etwa den Eltern, zu beten. Durch die (mit aufwendiger Forschungsarbeit verbundene) Identifizierung und Einordnung der Stifterfamilien wie der Klosterjungfrauen und ihres familiären Hintergrundes entsteht so ein detailgenaues Panorama der handelnden Personen, ihrer Herkunft, Einstellungen und z. T. der Lebensläufe, die sozial- und mentalitätsgeschichtlich besonders interessant sind und die Klostersgeschichte mit Leben erfüllen.

Seinen Höhepunkt erlebte das Augustinerinnenkloster im ausgehenden 14. Jahrhundert unter dem Priorat (eine Äbtissin gab es nicht) der dem örtlichen Ministerialengeschlecht entstammenden Bertrade von Kirchberg. Offenbar waren damals die Kontakte des Klosters zu anderen Konventen, aber auch zu höheren Geistlichkeit und dem Hochadel so gut, dass eine reiche Ausstattung des Klosters möglich wurde, deren Spitzenprodukt ohne Zweifel der fragmentarisch erhaltene Credo-Altar des Klosters ist. Er wurde nach Einschätzung von Kunsthistorikern um 1370 bis 1380 von einer künstlerisch hochstehenden Werkstatt gemalt, die bisher nicht exakt zu lokalisieren ist, aber deutlich Bezüge in den höfischen Bereich aufweist (»Meister des Merxhausener Altars«). Frau SCHMIDT widmet diesem Altar mit seinen theologischen Bezügen und Inhalten im Kontext eucharistischer Frömmigkeit und der Vehrung des Leibes Christi, aber auch im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Memorialkultur einen umfangreichen Abschnitt, in dem die Elemente des Altars dargestellt und gedeutet werden und eine Rekonstruktion des ursprünglichen Aussehens, der theologischen Fundierung und der möglichen Stifter versucht wird. Als weiteres materielles Zeugnis der Klosterkultur, das bis in die Gründerzeit zurückreicht, werden die Klosterkirche und der Südflügel der Klosteranlage mit (dem nicht erhaltenen) Kreuzgang und Refektorium vorgestellt. Vergleiche mit anderen Klosteranlagen, z. B. dem Kloster Möllenbeck an der Weser ermöglichen hier Vermutungen über die mögliche ursprüngliche Anlage. Die Kirche kann vom Bautyp den sog. »Zisterzienserinnenkirchen« zugerechnet werden, wie er auch bei anderen Frauenkonventen aus der Zeit, z. B. dem Kloster Wormeln bei Warburg oder dem Kloster Berich bei Waldeck zu finden war. Der einschiffige schmucklose Saalbau mit einer Nonnenempore im Westen weist klar darauf hin, dass das Kloster von Beginn an als Frauenkonvent konzipiert war.

Wenn hier auch nur ein kleiner Ausschnitt aus dem sehr detailreichen, äußerst sorgfältig recherchierten und eindrucksvoll klar dargestellten Text wiedergegeben werden kann, soll nachdrücklich auf die ausgezeichnete Dokumentation einer sehr großen Anzahl von Originalurkunden (ausschließlich Privaturkunden, kaiserliche oder päpstliche Privilegien fehlen) in Farbbildern von bestechender Klarheit und die reiche weitere Bebilderung hingewiesen werden. Der mit großer Sensibilität für das spirituelle Leben der Klosterjungfrauen geschriebene, sehr eingängige Text tut ein Übriges, dieses Buch zu einem herausragenden Beispiel für die fundierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den hessischen Frauenklöstern zu machen. Dass ein ausführlicher wissenschaftlicher Apparat samt Quellen-, Siglen- und Literaturverzeichnis angefügt ist, versteht sich bei dieser Qualität fast von selbst.

Münchhausen/Marburg

Gerhard Aumüller

Henning ROET DE ROUET: Frankfurt am Main als preußische Garnison. Von 1866 bis 1914, Frankfurt am Main: Societäts-Verlag 2016, 336 S., Abb., ISBN 978-3-95542-227-1, EUR 29,80

Die Publikation des Frankfurter Historikers Henning ROET DE ROUET gliedert sich in zehn Kapitel und einen Anhang mit Quellen-, Literatur- und weiteren Verzeichnissen, Danksagung und Kurzbiographie des Verfassers. Im einleitenden ersten Kapitel (S. 7–19) erklärt ROET DE ROUET, mit seiner Arbeit die Wechselwirkungen zwischen Militär und Zivilleben am Beispiel Frankfurts in den Blick nehmen zu wollen. Dabei stützt er sich auf die historische Überlieferung des Frankfurter Instituts für Stadtgeschichte, auf Nachlässe, auf zeitgenössische Zeitungen sowie auf bauliche Überreste im Stadtbild Frankfurts. Im zweiten Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit der Zeit Frankfurts als »freie[r] Stadt« (S. 20–42). Von 1815 bis 1866 wurden dort Bundestruppen in Stärke von gut tausend Soldaten stationiert. Diese dienten vor allem zum Schutz der Stadt und der Bundesversammlung. Die Erfolge der preußischen Truppen im deutsch-österreichischen Krieg 1866 wurden in der österreichfreundlichen Reichsstadt überwiegend kritisch gesehen und mancher Bewohner ahnte vielleicht schon, was kommen musste: Die siegreichen Preußen besetzten die Stadt noch im selben Jahr. Im dritten Kapitel behandelt der Verfasser den Zeitraum von 1866 bis zur Gründung des Deutschen Kaiserreichs (S. 42–109). Die ehemals »freie« Stadt und ihre Bevölkerung lehnten den preußischen Staat aufgrund der verlorenen Freizügigkeit in Wirtschaft und Recht weitgehend ab. Unbeliebt war auch die von den neuen Machthabern 1867 eingeführte Wehrpflicht. Nach Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1870 zeigten sich die Frankfurter aber zur Unterstützung Preußens im Kampf um das Vaterland bereit. Zudem kam der Stadt eine logistisch wichtige Rolle zu. Den Sieg über Frankreich feierte die Bevölkerung und war in der Folge bereit, Teil des Deutschen Kaiserreichs zu werden. Im vierten Kapitel widmet sich ROET DE ROUET dem Thema Stadt, Gesellschaft und Militär im Deutschen Reich (S. 110–162). Behandelt werden die Errichtung von Kriegerdenkmälern, die großzügigen Ausgaben des Frankfurter Magistrats für Militärangelegenheiten, die gelegentliche Heranziehung der in Frankfurt stationierten preußischen Truppen für stadtinterne Sicherungsmaßnahmen, die Militärparaden an Feiertagen, die große Begeisterung der Bevölkerung für Militärmusik und die Nutzung Frankfurts und seiner Umgebung als Manöverort. Im fünften Kapitel richtet der Verfasser seinen Blick auf die Generalität (S. 163–224) indem er verschiedene Generäle des in Frankfurt stationierten preußischen Armeekorps vorstellt und die Kontroversen schildert, die sich an den Auseinandersetzungen zwischen Generalität und Sozialdemokraten und dem Umstands entzündeten, dass die Generäle in den besten Gegenden der Stadt residierten. Das sechste Kapitel wiederum stellt das soldatische Leben in den Mittelpunkt (S. 183–224). Aufgrund des geringen Solds von Unteroffizieren und Mannschaften analysiert der Verfasser die städtischen Mieten und Lebensmittelpreise, mit denen sich die Soldaten konfrontiert sahen. Weitere Themen sind beliebte Freizeitbeschäftigungen wie Pferdesport und Ausflüge in die Umgebung, die Frankfurter Kulturszene und das Kasinoleben, wo die Offiziere wie in einer eigenen Welt lebten. Im achten Kapitel geht ROET DE ROUET auf die wirtschaftlichen Auswirkungen ein (S. 225–245). Die in Frankfurt stationierten Soldaten bildeten einen wichtigen ökonomischen Faktor für die Stadt, so z. B. für Gastwirtschaften

und Bordelle. Auch wurden nach 1871 neue Kasernengebäude errichtet. Das achte Kapitel behandelt die Frankfurter Kriegervereine (S. 246–291), die ihren Ursprung in den napoleonischen Befreiungskriegen hatten und das militärische Ideal ins Zivilleben trugen. Aufgrund ihrer großen Zahl und unterschiedlichen Ausrichtung waren die Kriegervereine im städtischen Leben überaus präsent. Wichtige Akteure waren aktive Offiziere aber auch viele Akademiker gehörten zu den Mitgliedern. Da sich die Kriegervereine parteipolitisch kaum engagierten, genossen sie ein hohes Ansehen bei der Stadtoberkeit. Im abschließenden neunten Kapitel wendet sich der Verfasser dem Kriegsjahr 1914 zu (S. 292–300). Die reichsweite Kriegsbegeisterung erfasste auch die Frankfurter Bevölkerung und die in der Stadt stationierten Soldaten, die Zug um Zug an die Westfront verlegt wurden. Im letzten dem Fazit vorbehaltenen Kapitel zieht der Verfasser Bilanz (S. 301–308). Nach 1866 arrangierte sich die Stadt Frankfurt mit den preußischen Truppen, die ein sichtbarer Teil des Stadtlebens wurden, und profitierte wirtschaftlich von den Soldaten. Aber Frankfurt wurde keineswegs eine militärbegeisterte Stadt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass ROET DE ROUET mit dem Verhältnis von Stadt und Militär im Zeitraum 1866 bis 1914 einen wichtigen Aspekt der Frankfurter Stadtgeschichte bearbeitet hat. Ein Kritikpunkt ist, dass die Sprache des Autors nicht immer wissenschaftlichen Maßstäben entspricht. Manchmal hatte der Rezensent den Eindruck, einen historischen Roman zu lesen. Auch werden die Quellen nicht immer kritisch bearbeitet und manche Aussagen bleiben unbelegt im Raum stehen. Insgesamt aber legt ROET DE ROUET einen wichtigen Beitrag nicht nur zur Frankfurter Stadtgeschichte sondern auch zur preußischen Militärgeschichte vor, der eine gute Basis für weitere Forschungen liefert.

Berlin

Maik Schmerbauch

MAGISTRAT DER LANDESHAUPTSTADT WIESBADEN (Hg.): Wiesbaden. Das Stadtlexikon. Redaktion Cornelia Röhlke und Brigitte Streich, Darmstadt: Konrad Theiss Verlag 2017, 1120 S., 900 Abb., ISBN 3-8062-2584-2, EUR 49,95

Das ambitionierte Wiesbadener Stadtlexikon ist nach jahrelanger Arbeit der redaktionell verantwortlichen Herausgeberinnen und von über 300 Autor(inn)en erschienen. Es fasst in rund 1700 Artikeln den derzeitigen Wissensstand über in der Stadt Wiesbaden, ihren Stadtteilen und Siedlungen tätige, historisch bedeutende Personen, Institutionen, Organisationen, Orte, Ereignisse und Zeitepochen von den Römern bis zur Gegenwart zusammen und informiert darüber hinaus über Zeugnisse und Eigenheiten der (Stadt-) Kultur sowie über Gegebenheiten der Natur (wie »Tierwelt«, »Wald«). Ausführliche epochenübergreifende Überblicke – etwa zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichtsschreibung – vermitteln nützliches Hintergrundwissen. Am Ende jedes Artikels finden sich Hinweise auf einschlägige Veröffentlichungen.

Für die historische Forschung sind die Biografien über mit Wiesbaden verbundene Personen besonders hilfreich. Es lassen sich einige überraschende Entdeckungen machen, etwa über den publizistisch tätigen antikatholischen Frühdemokraten Otto Corvin-Wiersbitzki. Aus ostpreußischem Adel hervorgegangen, beteiligte er sich 1848 an der Revolution in Baden, ehe er nach Haftverbüßung und jahrelanger Emigration 1886

in Wiesbaden starb. Der Maler James Pitcairn-Knowles besuchte als Sohn eines schottischen Kaufmanns das Gymnasium in Biebrich (ein späterer Wiesbadener Stadtteil). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts veranlasste er den Bau des Schlosses Freudenberg.

Von Wiesbadens Beliebtheit als Wohnort von weiteren Künstlern, Fernseh- und Filmschaffenden zeugen zahlreiche Einträge zu Personen, von Lina Carstens über Eddie Constantine und James Joyce (der sich eine Woche in der Stadt aufhielt) bis Paul Kuhn und Gerhard Löwenthal. Der Musiker Sylvester Lampert (Heujo Ne'ary), der unter Hitler als Sinto verfolgt wurde, kehrte aus jahrelanger KZ-Haft in seine Heimatstadt zurück.

in Wiesbaden geboren waren der politisch verklärende Literat Hans Grimm und Dr. Wilhelm Stuckart, der zu den führenden antisemitischen NS-Juristen gehörte; beide betätigten sich auch nach 1945 noch rechtsradikal. Der Stichwortgeber der NS-Agrarpolitik Richard Walther Darré lebte von 1922 an mehrere Jahre in der Wiesbadener Walkmühlstraße 83. 1939/40 hatte dort der Höhere SS- und Polizeiführer für den Bezirk Rhein, Jacob Sporrenberg, seinen Wohnsitz. Im November 1943 organisierte er (und nicht sein Bruder Paul, wie hier S. 847 behauptet wird), mittlerweile SS- und Polizeichef in Lublin, als Nachfolger von Odilo Globocnik die »Aktion Erntefest«, die Ermordung der in Lagern verbliebenen jüdischen Bevölkerung im Generalgouvernement. Paul Sporrenberg stieg mit brüderlicher Protektion zum Kommandanten des KZ Hinzert auf.

Wiesbadens in den 1920er-Jahren führender Nationalsozialist Theo Habicht beteiligte sich an den umstürzlerischen Nazi-Umtrieben in Österreich, ehe er in Wittenberg und Koblenz Oberbürgermeister war; er starb 1944 den Kriegstod in der Sowjetunion. Ab November 1943 residierte in einer Villa im Wiesbadener Nerotal Jürgen Stroop, der zuvor die Zerstörung des Warschauer Gettos und den Mord an seinen Bewohnern befiehlt hatte, als Höherer SS- und Polizeiführer für Rhein-Westmark. Während Jacob Sporrenberg und Stroop in Polen verurteilt und hingerichtet wurden, interessierten sich die Verfolgungsbehörden der Bonner Republik wenig für die nationalsozialistischen Regierungspräsidenten Werner Zschintzsch und Friedrich Pfeffer.

Insgesamt werden die mit dem »Nationalsozialismus in Wiesbaden« verbundenen heiklen Punkte der Zeitgeschichte ausführlich und souverän abgehandelt, sei es in dem so betitelten Überblick von Brigitte STREICH oder den Beiträgen über Gedenkorte und »Widerstand gegen das NS-Regime« von Axel ULRICH. Einer der Widerstandskämpfer, Günther Berkhahn, prägte – 1950 aus der argentinischen Emigration zurückgekehrt – das politische Leben Wiesbadens am linken Rand mit. Zu einigen NS-Tätern hätte sich gleichwohl mehr sagen lassen.

Mehrere Artikel befassen sich mit der fassettenreichen jüdischen Geschichte Wiesbadens, häufig unter dem Opfer-Aspekt, so der Überblick »Verfolgung, Vertreibung u. Ermordung der Juden in Wiesbaden von 1933–1945«. Der Anwalt Moritz Marxheimer starb einundsiebzigjährig im KZ Mauthausen. Hannah Dayan-Deutsch, Tochter des Wiesbadener Kantors Edmund Isaak Capell, die 1934 nach Palästina ausreiste, war Mitbegründerin der Stadt Nahariya. Claire Guthmann überlebte Theresienstadt und baute nach 1945 die neugegründete Jüdische Gemeinde Wiesbadens mit auf. Auch der emigrierte Max Lippmann ließ sich in Wiesbaden nieder.

Dort hätten sie Max Czichotzki, einem Volksdeutschen aus Bromberg begegnen können, der dem Stab von Globocnik angehört hatte und Adjutant des Kommandanten

im Vernichtungslager Sobibór gewesen war; 1955 eröffnete er in Wiesbaden eine Handelsvertretung in Textilien, später war er unter dem Namen Runhof Inhaber eines Damenoberbekleidungsgeschäfts in der Burgstraße 3 (Regina-Moden Max Runhof). Er ist im Stadtlexikon ebenso wenig zu finden wie der zweifach promovierte Karl Neuhaus, der Mitte der 1930er-Jahre Pfarrer der Marktkirche und 1944 Chefverfolger der Attentäter vom 20. Juli war, der im Februar 1939 verstorbene Militärschriftsteller und Revanchist Friedrich Immanuel, der seine letzten Lebensjahre in der Humboldtstraße 9 verbrachte, oder der nationalsozialistische Ökonom Dr. Adolf Wagner, der Sohn des Bildhauers Ludwig Wagner und seiner Frau Eva geb. Knell aus der Westendstraße 8. Dr. Max Hagemann wird als erster Präsident des Bundeskriminalamts 1951/52 zwar erwähnt, doch seine Karriere im NS-Justizapparat verschwiegen.

Auch wäre ein übergreifender Artikel zum Thema Erinnerungskultur und zur »Vergangenheitsbewältigung« auf lokaler Ebene dienlich. Man vermisst Beiträge zu den Prozessen gegen NS-Verbrecher in den besetzten Gebieten Osteuropas, insbesondere zu den jahrelangen Verfahren gegen Lothar Hoffmann, Dr. Harry-Georg Sturm und Hermann Worthoff vor dem Landgericht Wiesbaden: Hoffmann, der nach 1945 im hessischen Landeskriminalamt tätig wurde, kam 1973 mit einer Freiheitsstrafe von dreieinhalb Jahren davon; den promovierten Historiker Sturm, der nach 1945 als Lehrer arbeitete, verurteilte das Gericht 1971 zu zwölf Jahren und Hermann Worthoff, den Judenreferenten der Lubliner Sicherheitspolizei, 1975 zu acht Jahren Haft.

Zu den in Wiesbaden heimisch gewordenen Flüchtlingen aus den preußischen Ostprovinzen zählte Dr. Wolf-Arno Kropat aus Braunsberg, der 1975 Leiter des Hessischen Hauptstaatsarchivs wurde. Dagegen hat das »Haus der Heimat« offenbar keinen Bearbeiter gefunden, genauso wenig wie der Wiesbadener Botaniker Georg Boss, den es in den 1930er-Jahren in die ehemalige deutsche Kolonie Südwesafrika zog. Mehrfach fehlerhaft ist der Eintrag über den Archivar Dr. Meinhard Sponheimer, der einige Jahre am Staatsarchiv Wiesbaden tätig war. Er wurde nicht im August 1943 »bei Gefechten um Miklau tödlich verwundet« (S. 846), sondern er nahm sich in der polnischen Stadt Mława (Name unter der NS-Okkupation: Mielau), wo er stationiert war und wo 1939 rund 7000 Juden gelebt hatten, das Leben. (Sein Grab verortet der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge auf einer »Kriegsgräberstätte« bei Mława.)

Wiesbadens auch nach 1945 wichtige Stellung als »Weltkurstadt« verdeutlicht unter anderem der Rückblick auf die »Blauen Kurautobusse«. Dass Wiesbaden, wo der Luftkrieg nach 1939 vergleichsweise glimpflich verlief, seit der im Jahr zuvor erfolgten Verlegung des Luftamts von Frankfurt für ganz Hessen und angrenzende Gebiete zuständig war, geht jedoch aus dem Stadtlexikon nicht hervor.

Dass bei einem solch monumentalen Sammelwerk Lücken verbleiben (mussten), darf nicht verwundern. Positiv hervorzuheben ist, dass den Artikeln fast durchweg anzumerken ist, dass sie redaktionell (mehrmals) überarbeitet wurden, so dass sie – von Ausnahmen abgesehen – auf das Wesentliche konzentriert sind. Dem mit 900 Abbildungen versehenen Stadtlexikon, das Vergangenheit und Gegenwart allgemeinverständlich verbindet, ist eine große interessierte Leserschaft zu wünschen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Nico BIVER, Ilna FACH, Georg FÜLBERTH, Bernd HANNEMANN, Bernd JÄGER, Godela LINDE, Freia MEYER, Gert MEYER, Jan SCHALOUSKE, Ulrich SCHNEIDER und Rosemarie STROOP: Marburg rauf und runter. Stadtpaziergänge durch Geschichte und Gegenwart, hrsg. vom Rosa-Luxemburg-Club Marburg, Marburg: Bund demokratischer Wissenschaftler, 3. erw. u. akt. Aufl. 2018, 203 S., zahlr. Abb., Karten, ISBN 978-3-93986-423-3, EUR 12,00

Uwe GEESE: Marburg zu Fuß. Die schönsten Sehenswürdigkeiten zu Fuß entdecken, Frankfurt am Main: Frankfurter Societäts-Medien GmbH, 2. überarb. u. erw. Aufl. 2018, 157 S., zahlr. Abb., Karten, ISBN 978-3-95542-291-2, EUR 14,00

Vor einigen Jahren sind zwei neue Marburger Stadtführer in Buchform erschienen, die dazu anleiten wollen, bedeutende Orte der Stadtgeschichte zu Fuß zu entdecken. Nun liegen sie beide in überarbeiteten, erweiterten Fassungen vor. Die 2013 veröffentlichten ersten beiden Auflagen von »Marburg rauf und runter« zählten 167 Seiten, der Band von Uwe GEESE ursprünglich 128 Seiten.

Der von elf Autorinnen und Autoren verfasste Band mit »Stadtpaziergängen« gibt zunächst einen Überblick über die Stadtgeschichte. Die Anordnung ist chronologisch, wobei die Entwicklung Marburgs vom Mittelalter bis zum Ende des kurhessischen Staats 1866, dann die Zeit von der preußischen Annexion bis in die Gegenwart geschildert wird. Vertieft wird dies anhand von sieben Porträts wichtiger Vertreter der Arbeiterbewegung, deren Lebensweg einige Jahre mit Marburg verbunden war. Weitere Personenportraits von eher lokaler Bedeutung enthält der Abschnitt über »Zugezogene und Hiergebliebene«.

Der zweite Hauptteil umfasst Vorschläge für Spaziergänge, welche die Hänge und Treppen Marburgs hinauf und hinunter führen sollen. Es geht um sieben Themen, angefangen mit einem Gang durch das ältere Marburg über Einblicke in das gelehrte Marburg zwischen 1866 und 1933 bis zum Lebenswerk Emil (von) Behrings. Nachgegangen wird zudem Spuren des unter dem Nationalsozialismus ausgelöschten jüdischen Lebens in Marburg, der städtebaulichen Problematik um »Marburgs neue Mitte« am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts und der Entwicklung des vor 50 Jahren an den Lahnbergen aus dem Boden gestampften Neubauviertels Richtsberg »von Schlammhausen zur sozialen, energetisch sanierten Stadt«.

Gegenüber den Erstaufgaben ist der Band an mehreren Stellen ergänzt worden. So wurde am Beispiel der sogenannten Marburger Jäger, einer bis 1919 bestehenden preußischen militärischen Einheit für besondere Aufgaben (Jäger-Bataillon Nr. 11), das Thema »Marburger Militarismus« aufgenommen. Über Verfolgung und Widerstand zwischen 1933 und 1945 informiert ebenso ein weiteres Kapitel wie über das Geschehen im durch Neu- und Umbauten zuletzt aufgewerteten »Marburger Nordend«. Ein weiteres zusätzliches Kapitel belegt, dass Marburger Frauen im Stadtbild »deutlich unterrepräsentiert« sind; es enthält mehrere Vorschläge für Benennungen von neuen Straßen und Plätzen mit den Namen bedeutender Frauen.

Einiges ist richtigzustellen. Goethe war nicht in der Lage, der hessischen Kurprinzessin Auguste 1881 ein Gedicht zu widmen (S. 99). Die Marburger Universität als »Hort

der Reaktion schon lange vor 1933« zu bezeichnen (S. 139) erscheint allzu plakativ und sagt uns wenig über den Grad der Übereinstimmung der Lehrenden mit den Zielen der NSDAP – auch im Vergleich mit anderen Hochschulen. In der Wörthstraße 11 (heute Liebigstraße, S. 159) befand sich seinerzeit das Büro und Wohnheim der Marburger Blindenstudienanstalt; 1924 spielte es beim Besuch Erich Ludendorffs in Marburg anlässlich des »Deutschen Tags« eine unrühmliche Rolle als Schaubude der Rechtsextremen, ihrer Förderer und Steigbügelhalter. Die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 war nicht nur ein Werk der »SA-Studenten« (S. 143), sie wurde vielmehr mit tätiger Mithilfe der Studierenden von der (nazifizierten) Deutschen Studentenschaft organisiert. Wenn der Spaziergang am Renthof entlangführt (S. 129), hätte sich auch ein Hinweis auf den Juristen Alfred Manigk (1873–1942) angeboten – einen der Marburger Professoren, der die Philipps-Universität damals verlassen musste: Vor seiner Wohnung am Renthof 8 b demonstrierten im Herbst 1933 Nazi-Studenten gegen den Demokraten, ehe er suspendiert und bald darauf vorzeitig emeritiert wurde. Im Haus des Kaufmanns Isaak Strauß in der Wettergasse 2 (S. 152) lebte 1921/22 als Student auch der für die Erforschung der Geschichte des Marburger Landes bedeutende Mittelalter-Historiker Erich Klibansky; den zwischenzeitlich zum Leiter des jüdischen Jawne-Gymnasiums in Köln Berufenen ermordeten die Nationalsozialisten zwei Jahrzehnte später mitsamt seiner Familie bei Minsk. Das 2015 veröffentlichte Buch von Harald MAIER-METZ über die politischen Entwicklungen an der Philipps-Universität am Übergang zum NS-Regime heißt nicht »Entlassungsgrund: Antifaschismus« (S. 141, 198), sondern Entlassungsgrund: Pazifismus.

Verwirrend ist die Datierung der 2. Deportation jüdischer Deutscher (30. Mai 1942 und Juni 1942, S. 152 f), die am 31. Mai von Marburg abfahren und tags darauf auf dem Kasseler Hauptbahnhof den Zug besteigen mussten, der sie im Sammeltransport ins KZ Lublin-Majdanek und ins Vernichtungslager Sobibór beförderte.

Fraglich erscheint, ob der Sprachwissenschaftler Hermann Jacobsohn sich Ende April 1933 deswegen das Leben nahm, weil er »als Jude entlassen« worden war (S. 141). Aufgrund des Göring'schen Berufsbeamtengesetzes hatte das Kultusministerium den in der Deutschen Demokratischen Partei aktiven Jacobsohn »unter Entbindung von allen Universitätsverpflichtungen« beurlaubt; schon in den 1920er-Jahren war er dem Antisemitismus entgegengetreten, und er war sich früh über dessen »barbarischen Kern« klar geworden – so lässt sich die Verzweiflung erahnen, in welche ihn die Machtübertragung an Hitler gestürzt haben muss (siehe Harald MAIER-METZ: Hermann Jacobsohn – sein Leben, in: Die Philipps-Universität Marburg im Nationalsozialismus. Veranstaltungen der Philipps-Universität zum 50. Jahrestag des Kriegsendes 8. Mai 1945, hrsg. vom Konvent der Philipps-Universität, Marburg 1996, S. 161–167, hier S. 166).

Der Text liest sich meist flüssig; verunglückt ist jedoch die Bezeichnung von Dina Lucas als »vernichtete Jüdin« (S. 97) und ein Satz über Pfarrer Karl-Bernhard Ritter (S. 138). Den Tourenbeschreibungen sind Karten der eingeschlagenen Wege sowie zahlreiche Fotos beigegeben, vom 1999 errichteten Deserteursdenkmal (S. 162) bis zum ersten Marburger Kirchengebäude St. Kilian (S. 21 und 138); auch der Fronhof ist gleich zweimal abgebildet (S. 125, 154). Im Anhang finden sich nützliche grundlegende Daten zur Stadtgeschichte und aktuelle statistische Angaben über die Stadt Marburg.

Der ebenfalls 2013 erstmals herausgekommene, reich bebilderte Führer zu den Sehenswürdigkeiten Marburgs von Uwe GEESE umfasst neun Kapitel. Es beginnt mit einer historischen Einführung, die – mit dem Neubau der Universitätsbibliothek – in die Gegenwart mündet. Danach erhält der auf dem Hauptbahnhof eintreffende Besucher einen Überblick über ausgewählte Orte der Nordstadt, die mehr als andere Stadtviertel in den gerade zurückliegenden Jahren ihr Gesicht verändert hat. Der Kunsthistoriker GEESE spart nicht mit kritischen Anmerkungen an der Bautätigkeit des finanzstarken Unternehmers Reinfried Pohl (S. 26 f.). Schon hier wird deutlich, dass die Darstellung an Bau- und Stilgeschichte ausgerichtet ist. Zweite Station ist die Elisabethkirche und ihre Umgebung, und im nächsten Kapitel folgen wir über die Fußgängerzone der Altstadtgassen dem kürzesten Weg zur Alten Universität. Zu einem weiteren Gang wird dann neu angesetzt, denn es geht vom Erlenring aus hinauf zum Markt im Herzen der Altstadt und aufs Landgrafenschloss. Die mittelalterliche Burg und spätere Festungsanlage erhält sodann ein eigenes Kapitel, das auch einen Blick auf die Villa der Familie Hensel und auf Emil Behrings Wohnhaus am Gisonenweg einschließt. Vom Schlosshof kann man über (gefühlte) »tausend Treppenstufen« zur Universitätsstraße hinuntersteigen, um über die Ritterstraße und den Lutherischen Kirchhof »das älteste Quartier der Stadt« zu erkunden (S. 84). Wieder vom Erlenring aus geht der Rundgang durch Weidenhausen, dann am Lahnufer entlang und über die Abendroth- oder Mensabrücke zu den repräsentativen universitären und nichtuniversitären Großbauten in Marburgs Mitte: Stadthalle, Universitätsmuseum, Hörsaalgebäude. Endpunkt ist der Alte Botanische Garten neben der neuen Universitätsbibliothek. Die Exkursion durch das Südviertel setzt mit dem Ausgangspunkt am Schwanhof noch einmal neu an, führt über Friedrichsplatz und Wilhelmstraße zu den Kasernenbauten und ein weiteres Mal an die Lahn und schließlich zum Rudolphsplatz.

Kultureinrichtungen werden im Anhang unter »Locations & Events« knapp zusammengefasst. Zu den sprachlichen Missgriffen GEESES mag man (auch) Elisabeths Bezeichnung als »First Lady des thüringischen Fürstenhofs« und die Rede von einer – im Jahr 1236 nicht vorhandenen – »Weltöffentlichkeit« zählen, in deren Zentrum Marburg bei deren Heiligsprechung gestanden habe (S. 10, 13). Insgesamt erscheint die Universitätsgeschichte allzu kursorisch abgehandelt. Die als Johann-Gottfried-Herder-Institut in Marburg gegründete Forschungseinrichtung nennt sich heute nur noch »Herder-Institut« (S. 81). Der Name der einflussreichen Marburger Unternehmerfamilie lautet richtig Niderehe (S. 114).

Jedem empfohlenen Erkundungsgang schließt GEESE einen Ausschnitt aus dem Stadtplan mit der Wegstrecke an. Außer den teils seitenfüllenden und fast stets sehr gelungenen (Groß-)Fotos sind die Illustrationen von Otto Ubbelohde aus dem Grimm'schen Märchenbuch hervorzuheben. Zudem gibt GEESE Hinweise auf Rundgänge, welche das Stadtmarketing erarbeiten ließ, darunter die Behring-Route vom Hauptbahnhof bis nach Marbach, und er hat reizvolle Ziele in der grünen Umgebung der Innenstadt vorgestellt – vom Aussichtsturm auf Spiegelslust über den Neuen Botanischen Garten und Schröcker Elisabethbrunnen bis zum Frauenberg mit seiner Burgruine.

Da es aufgrund der unterschiedlichen Anliegen und Absichten der Verfasser/innen zwischen beiden Büchern wenige Überschneidungen gibt, lassen sie sich gut ergänzend

heranziehen, wobei zu empfehlen ist, mit dem Überblick von Uwe GEESE anzufangen. Auf dieser Grundlage wird es leichter fallen, bestimmte Einzelaspekte einer linksorientierten städtischen Erinnerungskultur zu vertiefen. Mit seinem Schwerpunkt auf Stadtwanderungen über offiziell weniger herausgehobene Akteure und Themen der Marburger Geschichte ist »Marburg rauf und runter« stets anregend für alle, die sich mit diesen ausgewählten Aspekten eingehender befassen wollen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Territorien, Herrschaft, Dynastie

Philip HAAS: Fürstenehen und Interessen. Die dynastische Ehe der Frühen Neuzeit in zeitgenössischer Traktatliteratur und politischer Praxis am Beispiel Hessen-Kassels (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 177), Darmstadt und Marburg: Hessische Historische Kommission, Historische Kommission für Hessen 2018, 393 S., 1 farb. u. 8 s/w Abb., ISBN 978-3-88443-332-4, EUR 36,00

Ehen des Hochadels spielen nach wie vor in der sog. »Regenbogenpresse« eine große Rolle und finden bei einem bestimmten Teil der Leserschaft interessierte Aufmerksamkeit. Dass Ehen von Fürsten und Monarchen in der Frühen Neuzeit aber nicht nur ein gesellschaftliches Ereignis, sondern ein erstrangiges Politikum darstellten, zeigt der vorliegende Band, der aus der Marburger Dissertation des Historikers Philip HAAS entstand, die er unter der Anleitung von Prof. Christoph Kampmann verfasste. Da nach zeitgenössischen Verständnis weniger einander zugetane Individuen als vielmehr Staaten einander heirateten, stellt sich die Frage nach dem funktionalen Verständnis der Eheschließungen des Hochadels. Welche Interessen waren dabei handlungsleitend und welche Spielräume eröffneten sie? Ging der Zweck und Sinn über die Fortsetzung des dynastischen Geschlechts hinaus oder waren es Instrumente der Befriedung, der Machtvergrößerung, der Allianzenbildung gegenüber gemeinsamen Feinden? Dienten sie der Abwehr drohender religiöser oder territorialer Suprematie, und welche Konsequenzen hatten sie in Konfliktsituationen der beteiligten Partner bzw. ihrer Verwandtschaft? Wie spiegeln sich diese Fragen und Probleme in zeitgenössischen Ratgebern und in politisch, philosophisch, juristisch oder theologisch grundierten Traktaten wider?

Das ganze Spektrum der skizzierten Fragen und zahlreicher weiterer wird in der umfangreichen und in die Tiefe gehenden Darstellung analysiert und in einem 27 Seiten umfassenden Fazit als viertem Kapitel beantwortet. Wie üblich, wird im Einleitungskapitel zunächst der Forschungsstand skizziert und es werden die offenen Fragen, die sich daraus ergebenden Perspektiven und die Methoden besprochen. Anschließend folgt die Begründung des Untersuchungsgegenstandes und des gewählten Zeitraums, die Präzisierung der Fragestellung und des Untersuchungsgangs und schließlich die Darstellung des verwendeten Quellenmaterials, das sich sowohl auf hessische Archivalien wie insbesondere auch auf Bestände des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz Berlin, des Königlichen Hausarchivs Den Haag und der Reichsarchive in Kopenhagen und Stockholm sowie der National Archives Kew/London stützt. Wesentliche Quellen

waren außerdem die hessischen Hausordnungen und Traktate zur dynastischen Ehe, die Einsichten in die zugrunde liegenden Normen und Begrifflichkeiten ermöglichen sollten.

Diesem allgemeinen Teil folgt im dritten Kapitel der spezielle Teil, der die Untersuchung der Eheschlüsse Hessen-Kassels etwa im Zeitraum nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges umfasst. Im Einzelnen geht es dabei um die Eheschließungen Kasseler Prinzen und Prinzessinnen mit Partnern aus den Häusern Brandenburg (1649, 1670 und 1700), sowie Dänemarks (1667), der Niederlande (1709), Schwedens (1715, 1740) und England-Hannovers (1740). Aus der Fülle der Ergebnisse können hier nur einige wenige hervorgehoben werden. Wesentlich scheint die Bestätigung der Ausgangshypothese, dass die Fürstenehe, wie sich anhand der untersuchten Traktate und der Quellenlage nachweisen lässt, als ein Instrument einer interessengeleiteten Politik anzusehen ist, das nicht eindeutig auf Krieg oder Frieden festgelegt war, sondern beiden dienen konnte. Die Traktate forderten sogar ausdrücklich, Ehen nach Interessensgesichtspunkten zu schließen und diesen Interessen alles andere unterzuordnen, auch wenn dies Krieg mit der nahen Verwandtschaft bedeutete. Das nächstliegende Beispiel aus Waldecker Sicht ist bekanntlich der rücksichtslose Überfall des Landgrafen Moritz von Hessen auf das Territorium seines Schwagers, Graf Christian von der Wildunger Linie, im Dreißigjährigen Krieg. HAAS arbeitet sehr klar die wesentlichen Interessen bei fürstlichen Eheschließungen heraus und legt ihre Hierarchie dar. Das vordringlichste Interesse lag natürlich in der personalen Sicherung der Dynastie, das heißt, die Ehe sollte so fruchtbar wie möglich sein (mit allen daraus entstehenden Konsequenzen und Problemen). Zum anderen ergaben sich aus der Ehe bzw. den mit großer Geheimhaltung und aller juristischen und politischen Sorgfalt geführten Eheverhandlungen bestimmte Bedrohungen, die es abzuwenden galt, und bestimmte Ziele, die man aktiv verfolgte. Klassische Beispiele für letztere sind die von Landgraf Carl arrangierten Eheverbindungen, die eindeutig auf Rangerhöhung des Hauses Hessen abzielten und letztlich mit seinem (zunächst widerstrebenden) Sohn Friedrich in Schweden erfolgreich waren. Welche Bedeutung dabei den oft erforderlichen Konfessionswechseln, den Erwartungen an die rangniederen Partner und der wohl überlegten und geschickten Verhandlungsführung zukam, wird an mehreren Beispielen gezeigt. Ein drittes Interesselement waren eher in die Zukunft weisende strategische Überlegungen, wie etwa im 16. Jahrhundert das Ziel der politischen Freundschaft (*amicitia*) als Grundlage für spätere Allianzenbildungen, bei denen die Heirat als Garantie für eine gemeinsame Interessenbildung beider Herkunftsstaaten der Partner angesehen wurde. Aus all dem ergibt sich, dass es bei der fürstlichen Eheschließung nicht primär um die Privatinteressen oder Gefühle zweier hochadliger Partner ging, sondern dass es sich dabei in erster Linie um die Interessen der regierenden Fürsten handelte, d. h. der Fürst nutzte seine Familienmitglieder als dynastische Ressource, und diese Dynasten hatten sich seinen Plänen und Wünschen zu fügen. Wie dies im Einzelnen aussah, welche Probleme sich daraus ergaben, sowohl für den Staat wie für die jeweiligen Ehepartner, wird mit einer Fülle von Beispielen belegt, die nicht nur instruktiv, sondern oft auch spannend und sozialgeschichtlich interessant sind. Der knapp vierzig Seiten umfassende Anhang mit Quellen, Literatur und Registerteil schließt den sehr gelungenen Band ab.

KULTURSTIFTUNG DES HAUSES HESSEN und MUSEUM SCHLOSS FASANERIE (Hg.): Höfische Jagd in Hessen. Ereignis, Privileg, Vergnügen. Ausst.-Kat., Petersberg 2017, 192 S., zahlr. Farb- u. s/w-Abb., ISBN 978-3-7319-0571-4, EUR 29,95

Die Publikation zur Wanderausstellung »Höfische Jagd in Hessen«, die vom 13. Juni bis zum 5. November 2017 im Museum Schloss Fasanerie gezeigt wurde und vom 20. Oktober 2018 bis zum 31. März 2019 im Museum Jagdschloss Kranichstein bei Darmstadt zu sehen ist, bevor sie zum Abschluss vom 27. September 2019 bis zum 12. Januar 2020 im Hessischen Landesmuseum in Kassel präsentiert werden wird, bietet vielfältige Einblicke in die Jagdgeschichte Hessens im Zeitraum vom späten 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Wie die Ausstellung, die in Kooperation der Museumslandschaft Hessen Kassel, der Stiftung Hessischer Jägerhof und der Kulturstiftung des Hauses Hessen erarbeitet wurde, so blickt auch der Katalog in landesgeschichtlicher Perspektive auf die Jagd als Teilbereich des höfischen Lebens. Anhand von acht exemplarischen Jagden lernt die Leserin bzw. der Leser nicht nur unterschiedliche Jagdformen wie die »Beizjagd«, die »Parforcejagd« und die »Eingestellte Jagd« kennen, sondern erfährt darüber hinaus auf ebenso unterhaltsame wie informative Art mehr über die Zeitumstände der jeweiligen Jagd, den Ort, den Anlass, die beteiligten Personen, die eingesetzten Jagdwaffen, die Art und Zahl des erlegten Wildes und die mit der Jagd verbundenen Formen der Erinnerungskultur.

Der erste von Stefanie COSSALTER-DALLMANN verfasste Beitrag führt auf die Sababurg im Reinhardswald. (S. 11–17) Über die dort im August 1596 abgehaltene Jagd existiert ein ausführlicher Bericht von Edward Monyns of Waldershare. Der Verfasser gehörte einer Gesandtschaft an, die von Elisabeth I. an den Kasseler Hof entsandt worden war, um den Tauffeierlichkeiten für Landgraf Moritz' Tochter Elisabeth beizuwohnen, deren Patenschaft die englische Königin übernommen hatte. Eine zweite zeitgenössische Quelle, Wilhelm Dilichs bebildeter Druck »Historische Beschreibung der Fürstlichen Kindtauff Fräwlein Elisabethen zu Hessen«, erlaubt es der Verfasserin, die mit einem außergewöhnlichen Aufwand an Personal, Material und Zeit inszenierte eingestellte oder deutsche Jagd als festen Bestandteil des höfischen Zeremoniells zu interpretieren, mit dem Landgraf Moritz, in dessen Regierungszeit Kassel zu einem der kulturell führenden Höfe des Heiligen Römischen Reichs aufstieg, seinen Standesanspruch zu unterstreichen versuchte.

Eine im hessen-darmstädtischen Amt Nidda 1633 veranstaltete »Sauhatz« steht im Zentrum des zweiten von Stefanie COSSALTER-DALLMANN und Wolfgang WEITZ verantworteten Beitrags. (S. 39–45) Auch für diese mehrwöchige Jagd existiert mit insgesamt 73 Zeichnungen des Malers Valentin Wagner eine bemerkenswerte Quelle. Die bisweilen mit spitzer Feder und viel Liebe zum Detail gezeichneten, überaus lebendigen Bilder werden von den Verfassern genutzt, um die Zusammensetzung der Jagdgesellschaft, die eingesetzten Jagdwaffen, die Jagdkleidung und Jagdrituale sowie die Kosten der Jagd, bei der fast 500 Stück Schwarzwild erlegt wurden, zu analysieren.

Der anschließende ebenfalls von Stefanie COSSALTER-DALLMANN verfasste Beitrag basiert auf dem Tagebuch Landgraf Karls. (S. 54–61) In den Blick genommen werden die Jagdausflüge des Jahres 1687, insbesondere ein mehrtägiger Aufenthalt während der Auerhahnbalz auf Jagdschloss Eichhof bei Hersfeld sowie auf Schloss Weißenstein bei Kassel, das regelmäßig für Jagden im Habichtswald genutzt wurde. Dabei kann die Ver-

fasserin zeigen, dass die zeremoniell weniger stark bestimmten Aufenthalte auf den Jagdschlössern, während der der Landgraf zumeist nur von einem kleinen Gefolge begleitet wurde, gerne für familiäre Treffen mit der fürstlichen Verwandtschaft genutzt wurden. Deutlich wird darüber hinaus, dass während der Jagdvergnügen die Regierungsgeschäfte keineswegs ruhten.

Erneut in die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt führt der folgende Beitrag von Onno FALLER. (S. 77–79) Im Zentrum der Darstellung stehen die Trophäen, Ölgemälde, Kupferstiche, Münzen sowie die Gedenktafeln und -steine, die Landgraf Ludwig VIII. anfertigen ließ, um an seine Jagderfolge zu erinnern. Gleich mehrfach verewigt findet sich der sog. Spiegelhirsch, den der Landgraf auf einer Pirschjagd am 23. August 1740 erlegt hatte. Das Tier, dessen Geweihstangen in Form eines Ovals gewachsen waren, das an einen Spiegelrahmen denken ließ, dient dem Verfasser als Beispiel, um die Vorliebe des passionierten Jägers für Absonderliches, Skurriles und Missbildungen zu thematisieren.

Die 1708 von Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt eingeführte und während des 18. Jahrhunderts in unterschiedlichem Ausmaß praktizierte Parforcejagd nach französischem Vorbild findet im Beitrag von Wolfgang WEITZ ausführliche Darstellung. (S. 97–101) Erfreute sich die Hetzjagd auch unter Landgraf Ludwig VIII. großer Beliebtheit, wurde sie von dessen Sohn aus finanziellen Gründen eingestellt, um sodann von Landgraf Ludwig X. für einen Zeitraum von gut zehn Jahren wiederbelebt zu werden. Wegen der Feldschäden, für die in der Regel keine ausreichende Entschädigung gewährt wurde, war die Parforcejagd bei Bauern und adeligen Grundbesitzern äußerst unbeliebt. Aber auch vom aufgeklärten städtischen Bürgertum wurde sie immer stärker als Missbrauch der fürstlichen Jagdgerechtigkeit kritisiert.

Rouven PONS lenkt die Aufmerksamkeit im folgenden Beitrag auf zwei Jagdtreffen zwischen Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt und Kaiser Karl VII., die 1742 und 1744 südlich von Frankfurt stattfanden und über deren Hergang kaum mehr überliefert ist als zwei Gedenksteine im Wald. (S. 103–109) Die vom Verfasser als »Denkmäler für einen Ungeliebten« bezeichneten Kaisersteine werden als Ausgangspunkt benutzt, um die problematische Beziehung zwischen dem Wittelsbacher Kaiser, der politisch und militärisch weitgehend isoliert in Frankfurt festsaß, und dem Darmstädter Landgrafen, der zunächst abwartend agierte bevor er später ganz auf die Seite Habsburgs wechselte, zu beleuchten.

Ein Gemäldezyklus des Malers Johann Heinrich Tischbein d. Ä. dient Andreas DOBLER als Hauptquelle für seinen Beitrag über die Reiherbeize Landgraf Friedrichs II. von Hessen-Kassel im Jahr 1763. (S. 133–143) Den Anlass für die besondere Wertschätzung der bei Wabern abgehaltenen Jagd sieht der Verfasser im kurz zuvor unterzeichneten Friedensvertrag, mit dem der Siebenjährige Krieg beendet und die Rückkehr des Landgrafen sowie des Hofes aus dem Exil in Braunschweig nach Kassel ermöglicht wurde. Ausführlich dargestellt werden der Ablauf der Jagd, ihre Teilnehmer, die Kosten der Falknerei, die Herkunft der Falkner und der Falken sowie die Ausbildung der Beizvögel. Die große Wertschätzung, die Landgraf Friedrich II. der wegen ihrer Eleganz und Dramatik beliebten Beizjagd entgegenbrachte, wird darüber hinaus anhand der Porträts veranschaulicht, die der Landgraf von 22 Falken durch den Hofmaler Christoph Grote anfertigen ließ.

Mit den abschließenden zwei Beiträgen von Markus MILLER verlässt der Band das 18. Jahrhundert und wechselt nochmals an den Hof nach Darmstadt. Zunächst werden

anhand von Zeitungsberichten, Briefen und Verwaltungsschriftgut eine Pirschjagd auf Hirsche im Gerauer Wildpark und eine eingestellte Jagd in der Fasanerie bei Kranichstein in den Blick genommen, die Großherzog Ludwig im Jahr 1839 zu Ehren des russischen Thronfolgers Alexander veranstaltete. (S. 153–161) Trotz des Aufwandes des Gastgebers und der Jagdleidenschaft des Gastes standen die Jagden ganz im Zeichen der sich anbahnenden Eheschließung des zukünftigen Zaren mit Prinzessin Maria von Hessen und bei Rhein, so dass die Begegnungen der beiden jungen Leute bei Opern- und Konzertaufführungen, Bällen und Dinern die eigentlichen Höhepunkte des einwöchigen Besuchs bildeten, wie der Verfasser überzeugend darlegt. Zwei weitere Eheverbindungen zwischen dem russischen Zarenhaus und dem großherzoglichen Haus Hessen, nämlich zwischen Großfürst Sergej Alexandrowitsch Romanow und Prinzessin Elisabeth von Hessen und bei Rhein 1884 und zwischen Kaiser Nikolaus II. und Alix von Hessen und bei Rhein 1894 führten dazu, dass Mitglieder der Zarenfamilie häufiger zu Besuch in Darmstadt weilten. Zum Programm dieser Aufenthalte gehörten auch gemeinsame Jagden, bei denen es sich aber nunmehr vor allem um familiäre und sportliche Vergnügungen handelte, wie der Verfasser anhand einer am 3. November 1903 abgehaltenen Treibjagd in Guntershausen am Rhein zu zeigen vermag. (S. 177–181)

Den durchweg lesenswerten Beiträgen sind Exponate aus den Sammlungen der Hessischen Hausstiftung und der Kulturstiftung des Hauses Hessen in Kornberg, aus dem Museum Schloss Friedrichstein in Bad Wildungen und dem Museum Jagdschloss Kranichstein sowie Archivalien aus dem Hessischen Staatsarchiv in Darmstadt zugeordnet. Die großformatigen Abbildungen der kunstvoll gearbeiteten und reich verzierten Armbrüste, Gewehre, Pistolen, Saufedern, Waidpraxen, Degen, Messer, Pulverflaschen, Taschen, Röcke, Humpen, Trophäen, Porzellanfiguren, Ölbilder, Zeichnungen und Kupferstiche sind mit Texten versehen, die das Gezeigte kompakt und konkret einordnen. Die wirkungsvolle Beziehung, in der die Exponate in der Ausstellung zueinanderstehen, geht im linear aufgebauten Katalog jedoch naturgemäß verloren.

Textbeiträge wie Exponate vermitteln einen guten Eindruck von der enormen Bedeutung, die die Jagd an den hessischen Höfen hatte. Wünschenswert wäre darüber hinaus ein Vergleich mit den Verhältnissen an anderen Höfen gewesen, um gemeinsame Entwicklungslinien und spezifische Unterschiede herauszuarbeiten. Hinzu kommen Aspekte, die kaum thematisiert werden. So findet die Bedeutung der Jagd für den landsässigen Adel und für die fürstlichen Untertanen nur am Rande Erwähnung.

Kassel

Jochen Ebert

Wirtschafts-, Verwaltungs-, Verfassungs- und Sozialgeschichte

Jochen EBERT und Werner TROSSBACH (Hg.): Dörfliche Erwerbs- und Nutzungsorientierungen (Mitte 17. bis Anfang 19. Jahrhundert). Bausteine zu einem überregionalen Vergleich, Kassel: Kassel University Press 2016, 373 S., zahlr. Karten u. Diagramme, ISBN 978-3-7376-0214-3, EUR 34,00

Nicht »die Landwirtschaft« sondern »Erwerbs- und Nutzungsorientierungen« gilt es zu untersuchen, um die Wirtschaftsweise und die ökonomischen Verhältnisse in den Dörfern

der Vormoderne besser zu verstehen. Diese Perspektive teilen die in dem vorliegenden Band zu Wort kommenden AgrarhistorikerInnen und tragen damit den Ergebnissen vieler, seit den 1980er-Jahren erschienener, meist mikrohistorisch angelegter Dorfstudien Rechnung. Kaum ein ländlicher Haushalt, der nur die sprichwörtliche Kombination von »Ackerbau und Viehzucht« betrieb, kaum ein Dorf, dessen sozioökonomische Struktur sich allein anhand der Landbesitzklassen bestimmen ließe: mit den Arbeiten über Belm, Laichingen, Neckarhausen, Unterfinning u. a. trat die immense Vielfalt der Beschäftigungen wie auch der Lebens- und Herkunftsverhältnisse der Hausinsassen in den Dörfern zutage. Die an vielen Einzelbeispielen dargelegte Komplexität und Vielfalt ländlichen Wirtschaftens sollte nun aber genutzt werden, um wieder stärker vergleichend und Typologien bildend zu arbeiten, fordern einleitend die Herausgeber Jochen EBERT und Werner TROSSBACH. Das von ihnen gemeinsam mit Jörg WESTERBURG bearbeitete DFG-Projekt (2012–2015) zu einer mittelgroßen Region, dem Gebiet an Werra und Meißner mit 124 Dörfern, hatte eben diese Erarbeitung von Dorfprofilen zum Ziel. In sechs einzelnen Aufsätzen werden die Ergebnisse des Projektes vorgestellt, weitere fünf Beiträge stammen von ausgewiesenen ForscherInnen, die ebenfalls die Ökonomien ländlicher Gebiete, nicht von einzelnen Dörfern thematisieren. Dem Band insgesamt liegt eine Tagung an der Universität Kassel-Witzenhausen 2015 zugrunde.

Die Konzeption des Forschungsprojektes wird von EBERT in seiner Einführung erläutert. Unter Nutzung von Methoden der empirischen Sozialforschung sollten in einem mesohistorischen Ansatz und in synchroner Perspektive die Steuerakten der genannten Dörfer im Hinblick auf die darin genannten Nutzungs- und Erwerbsorientierungen ausgewertet werden. In einer Datenbank wurde dafür der Grund-, Haus- und Viehbesitz von 95 Dörfern bzw. 5.792 Haushalten anhand von Steuerakten des 18. Jahrhunderts erfasst. Die primären Auswertungen bezogen sich auf den Landbesitz, den Erwerb und die Erwerbsskombinationen, auf die Ungleichheit und den Einfluss der Gutspräsenz in den Dörfern. Im Fall der Ungleichheit beim Faktor Landbesitz resümiert EBERT, dass soziale Ungleichheit mit »Faktoren wie Stadtnähe, Gewerbevielfalt, niedriger Ackerleuteanteil und hohe Beisassenzahl einher[geht], Faktoren, die auch als Chancen begriffen werden können«, attestiert diesem Merkmal also eine mindestens doppeldeutige Qualität. Dass der umfangreiche Besitz adeliger und herrschaftlicher Güter das den dörflichen Haushalten insgesamt zur Verfügung stehende Land erheblich verminderte, insbesondere in guten Lagen und Bodenqualitäten, überrascht nicht, wohl aber die von EBERT ermittelte, erhebliche Bedeutung von Pachtflächen, mit denen Dorfbewohner ihre Betriebe vergrößern konnten.

Quellenkundlich interessant ist TROSSBACHs Auseinandersetzung mit den für das Projekt zentralen Steuerakten, deren Erstellung und (begrenzter) Aussagekraft er detailliert nachgeht. Die Einkommen aus dem Ackerbau zu besteuern, stellte die landesherrliche Steuerverwaltung vor erhebliche Schwierigkeiten, zumal sich diese auf den Reinertrag aus der Getreideernte beziehen sollte. Dafür mussten dorfübergreifend die Bodenqualitäten, die Verkaufswerte der Äcker und das Verhältnis von Roh- zu Reinerträgen geschätzt werden. Berücksichtigt werden sollten auch Anstrengungen der Bauern zur Verbesserung der Äcker durch Brache, Düngung usw., nicht aber – wie von Troßbach ermittelt – die häufig praktizierte Besömmung der Brache, die – wo die Voraussetzungen es zuließen – die Einkommen erheblich verbesserte. Die tatsächliche Diversifizierung des Ackerbaus wurde

daher im Rahmen der Steuererhebung gar nicht erfasst, resümiert der Autor, d. h. die Besteuerung der Äcker gibt tatsächlich keine Auskunft über »die Wertschöpfung, die mittels Ackerbau erzielt wurde«.

Zur Vielfalt des ländlichen Erwerbs im 18. Jahrhundert trug in Hessen insbesondere die Leinweberei bei. Ob dies eher als Haupt- oder Zuerwerb betrieben wurde, welches ökonomische Gewicht diesem Erwerbszweig zukam, aber auch wie die Bezugs- und Vertriebswege aussahen, wird von WESTERBURG und TROSSBACH detailliert untersucht. Nur selten wurde die Leinweberei als einziger Erwerb betrieben, meist stellte sie ein willkommenes Zubrot dar; insgesamt handelte es sich um beträchtliche Mengen, die auf Webstühlen in rund 14 % aller Haushalte hergestellt wurden. – Einen thematischen Vergleich damit erlaubt der Beitrag von Anke SCZESNY, die der »Gleichzeitigkeit von bäuerlichem und handwerklichem Leben« in der schwäbischen Markgrafschaft Burgau und mikrohistorisch im »Weberdorf Langenneufach« nachgegangen ist. Interessant sind hier die Bildung ländlicher Leinweberzünfte wie auch die Details zu den Beschaffungs- und Verkaufswegen von Rohstoff bzw. Fertigware, die in hohem Maße von der Entfernung zu Augsburg determiniert wurden. Aufzufinden ist eine ausgeprägte Komplementarität im Textilgewerbe, die mit unterschiedlichen Dorfprofilen korrespondierte. – Auch die Sonderkultur Tabak, die in den von Niels GRÜNE untersuchten Dörfern der »badischen (Rhein-) Pfalz« ein regelmäßig vorkommender Erwerbszweig war, bietet sich für Vergleiche an, wobei Grüne auch die politische Dimension des marktorientierten Tabakanbaus beleuchten kann, denn dieser nutzte vor allem der Subsistenz der Kleinlandwirte.

Das Fuhrgewerbe stellte eine besondere Erwerbsmöglichkeit in den Dörfern zwischen Werra und Meißner dar, gebunden an den Betrieb der Saline in Sooden bei Allendorf, die mit Holz und Braunkohle vom Meißner beliefert werden musste, aber auch eine Vertriebsorganisation für das Salz unterhielt. WESTERBURG und TROSSBACH liefern zahlreiche Details zu den Fuhrgeschäften (Frachtgut, Routen, Häufigkeit, Bezahlung) der Fuhrleute, die meist zu den wohlhabenden Steuerpflichtigen in den Dörfern zählten. – Eine grundlegend neue Erkenntnis liefert der Beitrag von EBERT über die Bedeutung des »auswärtigen Landbesitzes« und der »auswärtigen Landbesitzer« in den Dörfern, weil dieses häufig auftretende Phänomen, das die Existenz eines »lebhaften Bodenmarktes« belegt und die Einschätzung der dörflichen Erwerbsmöglichkeiten erheblich tangiert, bislang in der Forschung regelmäßig unterschätzt oder gar übersehen wurde. Im Extremfall konnte ein als landloser Beisasse taxierter Dorfbewohner als »Ausmärker« seinen Haupterwerb im Ackerbau haben – der Blick auf das einzelne Dorf führt zu Verzerrungen. – Abschließend stellen EBERT, TROSSBACH und Ulf LIEBE statistische Methoden zur Entwicklung von Dorfprofilen vor. Ermittelt wurden verschiedene Cluster-Varianten, die die qualifizierte Benennung »typischer« Dörfer, wie das im Untersuchungsgebiet am häufigsten vorkommende »Tagelöhnerdorf«, erlauben.

Ergänzenden Charakter haben die Beiträge von Holger Thomas GRÄF über den Viehhandel- und Besitz im Mittelhessischen, von Sabine ULLMANN über jüdische Händler im mittleren Schwaben sowie von Heinrich R. SCHMIDT und Michael EGGER über Züricher »Seelenregister« als Quelle für die Alphabetisierungsforschung. Auch diese Beiträge stützen sich auf umfassende Forschungen und warten mit anregenden Erkenntnissen auf. Anregend nicht zuletzt im Hinblick auf die Vorläufigkeit der bisher vorgelegten Ergebnisse der Projektgruppe, bietet die Datenbank doch noch sehr viel weitergehende Auswertungs-

möglichkeiten. Dieses Desiderat wird in allen »Projekt«-Aufsätzen angesprochen, was sich stellenweise wie ein offenkundiger Antrag zur Fortsetzung der Projektförderung liest. Davon abgesehen stellt der sorgfältig lektorierte Band – neben vielen lokalgeschichtlich interessanten Einzelbefunden – einen innovativen Zugang zur Agrargeschichte voller methodischer Anregungen für zukünftige Dorfforschungen dar.

Eschwege

Susanne Rappe-Weber

Niklot KLÜSSENDORF: Das Notgeld der Stadt Melsungen seit 1917. „Behelf“ und „Ware“ als zwei Seiten der Medaille (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 31), Marburg: Hessisches Staatsarchiv Marburg 2016, 94 S., zahlreiche s/w- u. Farbabb., ISBN 978-3-88964-216-5, EUR 16,00

Der vorliegende Band über das »Notgeld der Stadt Melsungen seit 1917« von Niklot KLÜSSENDORF, knüpft an eine Tagung an, die 2013 unter dem Thema »Finanzpolitik und Schuldenkrise 16.–20. Jahrhundert« im Staatsarchiv Marburg stattfand. Aber anders als der damalige überblicksartige Vortrag des Autors über »Finanzstrategien in der deutschen Inflation von 1922/24« konzentrieren sich die Ausführungen nun mehr auf die regional- oder lokalhistorische Forschung und dabei speziell auf die Umsetzung der Erlasse preußischer Ministerialinstanzen auf lokaler Ebene.

Gleich zu Beginn gibt der Autor einen ersten Denkanstoß, wenn er den Sinn regionaler Geldgeschichte anhand des heutigen Globalisierungszeitalters erklärt. In den folgenden beiden einleitenden Kapitel wird dem Leser die Grundlage gegeben, die Verhältnisse in Melsungen einordnen und den historischen Kontext verstehen zu können. Dieser Kontext wird in den drei anschließenden über die »Notgeldzeit vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende der Inflation«, die »Kleingeldersatzmarken von 1917 bis 1920« und die »Stadtkassenscheine von 1918 als Großnotgeld« handelnden Kapiteln anhand des Melsunger Beispiels näher erläutert.

Wie viele andere Städte und Gemeinden musste die Stadt Melsungen auf den spürbaren Mangel an Kleingeld im täglichen Zahlungsverkehr durch die Herausgabe von Notgeld reagieren. Bereits 1917 gab man einen entsprechenden Prägeauftrag für sogenannte Kleingeldersatzmarken im Wert von 10 und 50 Pfennig. Die Bargeldknappheit verlagerte sich 1918 auch auf kleinere Geldscheine, so dass sich die Stadt gezwungen sah, Stadtkassenscheine im Wert von 1, 5 und 10 Mark im Gesamtbetrag von 150.000 Mark bei Otto Liesegang in Kassel drucken zu lassen. Die Gültigkeit der Scheine war begrenzt, zunächst bis Januar 1919. Diese Geltungsdauer wurde für die beiden größeren Scheine später um zwei Monate, die des kleineren Scheins um vier Monate verlängert. Eine letzte größere Notgeldplanung seitens der Stadt erfolgte zur Jahresmitte 1921. Das Genehmigungsverfahren wurde jedoch nach Zusage der Reichsbank, ausreichend Zahlungsmittel zur Verfügung zu stellen, eingestellt.

Dieser kurze Abriss der Notgeldentwicklung in Melsungen wird vom Autor durch ausführliche Darstellung der Ereignisse weiter erläutert. Interessant sind dabei etwa die Ausführungen über die Herstellung, Inkurssetzung und Verwaltung, aber auch der Streit um die Bildrechte. Hierbei handelt es sich um einen Urheberstreit neuester Prägung und zeigt, dass die Gestaltung von Notgeld inzwischen eine lukrative Einnahmequelle geworden war, denn die Verlagsbuchdruckerei Wilhelm Hopf Nachf. mahnte im Juli 1921, also zwei Jahre nach

Außerkurssetzung der Scheine, den Melsunger Magistrat an, er habe ohne Erlaubnis Abbildungen aus dem vom Verlag herausgegebenen Melsunger Weihnachtsalbum verwendet. Die Episode verlief schließlich im Sande.

Spannend wird es, wenn über das Ende des Notgeldes berichtet wird. Denn kurz nach Entwertung der Stadtscheine setzte eine lebhafte Nachfrage durch Sammler ein, was vollkommen konträr zum eigentlichen Zweck der Einführung lief. Die Interessentengruppe dabei war groß, denn nicht nur Privatpersonen, auch Institute, Museen, Vereine und sogar amtliche Stellen ersuchten die Stadt Melsungen um Belegexemplare. Diese verhielt sich in der Regel kulant gegenüber den Anfragenden und gab entsprechende Scheine nach Außerkurssetzung gegen Kostenersatz, Erstattung des Nennwertes und Entrichtung einer Gebühr ab. Zum Schluss wurden die Restbestände geschlossen an einen Fachhändler verkauft. Die erzielten Gewinne fielen allerdings schon im November 1921 der Inflation zum Opfer.

Der Autor schafft es in dem vorliegenden Band auf eindrucksvolle Weise, die Geschichte der Notgeldeinführung im Deutschen Reich mit Blick auf den Mikrokosmos Melsungen aufzufächern und dabei den Bogen von den Anfängen bis hin zur postpekuniären Verwertung, auch in der jüngeren Forschungsgeschichte, zu spannen. Die Stadt stellt damit ein gutes Beispiel einer Kommune dar, die mit allen Mitteln versuchte, die Versorgung mit Bargeld losgelöst von der Reichsbank sicherzustellen und die dann auch sehen musste, wie sie die damit verbundenen Probleme gelöst bekam.

Kassel

Stephan Schwenke

Michael LACHER: Arbeit und Industrie in Kassel. Zur Industrie- und Sozialgeschichte von 1914 bis heute, Marburg: Schüren-Verlag 2018, 480 S., Abb., ISBN 978-3-7410-0260-1, EUR 24,90

In den letzten Jahrzehnten ist die Zahl der Veröffentlichungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte deutlich zurückgegangen. Insbesondere in der populären Geschichtsschreibung dominieren Ereignis- und Regionalgeschichte, in denen sozialgeschichtliche Aspekte meist nur am Rande angesprochen werden. Auch in der Geschichtswissenschaft finden sich sozialgeschichtliche Ansätze immer weniger. Veröffentlichungen über größere Betriebe werden zumeist von der »Gesellschaft für Unternehmensgeschichte« (GUG) geprägt, die oftmals ein sehr affirmatives Verhältnis zu den jeweiligen Branchenführern erkennen lässt. Nun liegt ein erfreuliches Gegenbeispiel für Kassel und die nordhessische Region vor.

Der Autor Michael LACHER war einige Jahre wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Forschungsgruppe Produktivkraftentwicklung in Nordhessen (FPN) an der Universität Gesamthochschule Kassel und wirkte dort an Studien zur Industriepolitik und deren Auswirkungen auf die soziale Lage der Beschäftigten und die Region mit. Später wechselte er an das Forschungsinstitut für Arbeiterbildung an der Universität Bochum, bevor er gut 20 Jahre im Management der Volkswagen AG an den Standorten Kassel und Wolfsburg tätig war. Nach seinem Ausscheiden aus der beruflichen Verpflichtung fand er Zeit, die vorliegende umfangreiche Studie zur nordhessischen Sozialgeschichte zum Abschluss zu bringen.

Der Autor legt einen Überblick über 100 Jahre Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vor, in der er auf der Basis umfassender statistischer Daten und materialistischer Grundlage die Entwicklungstendenzen und Problemfelder nachzeichnet. Dabei strukturiert er seine Dar-

stellung chronologisch und folgt der gängigen Periodisierung der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Zur besseren Lesbarkeit finden sich am Ende jeder Periode jeweils »Zwischenbilanzen«, in denen noch einmal die zentralen Ergebnisse herausgearbeitet werden. Ein eigener Darstellungsstrang ist der Firma Henschel gewidmet, deren Entwicklung in neun Einzelkapiteln innerhalb der Chronologie behandelt wird. Das letzte Kapitel heißt »Eine Kasseler Wirtschaftstragödie am Ende« und behandelt das faktische Filetieren dieses ehemaligen Kasseler Großunternehmens.

Ausgangspunkt der Darstellung ist die Situation in Kassel vor und während des Ersten Weltkrieges. Die Stadt, bis zum Beginn des Krieges auf gut 150.000 Einwohner gewachsen, und ihre Industrie waren durch wenige Großunternehmen (u. a. Salzmann, Henschel) und eine »Breite und Vielfalt« von mittelständischen und kleineren Unternehmen geprägt. Die Fokussierung auf die Kriegswirtschaft führte in verschiedenen Branchen jedoch zu Einbrüchen, da die Arbeitskräfte entweder mobilisiert wurden oder in die Kriegsproduktion abwanderten. Somit gab es zwar eine hohe Beschäftigungsquote, aber verschiedene traditionelle Branchen verschwanden bereits aus Kassel.

Das Kriegsende brachte auch hier einen deutlichen Einbruch, indem durch die Demobilisierung (Wegfall der Zwangsarbeiter und Dienstverpflichteten, Rückkehr ehemaliger Beschäftigter aus dem Kriegseinsatz) eine Umschichtung in der Beschäftigung organisiert werden musste und außerdem die Reparationsauflagen die Bereitstellung von Rohstoffen und Vorprodukten sowie der internationale Absatz aufgrund der militärischen Niederlage auch für Kasseler Betriebe große Probleme darstellten.

Basierend auf der Volks-, Berufs- und Gewerbezahlung des Jahres 1925, nach der gut 50 % der Erfassten dem Arbeitermilieu zuzurechnen sind, kommt der Autor zu dem Urteil, »dass Kassel in seiner sozial-ökonomischen Ausprägung eher eine Stadt des Kleinbürgertums mit Arbeiteranstrich als eine klassische Arbeiterstadt à la Ruhrgebiet war. Ergänzt wurde diese Sozialstruktur von einem relativ hohen Anteil an Beamten und Angestellten und der relativ hohen Zahl von eigentümergeführten Kleinunternehmen.« (S. 107)

Detailliert untersucht er auch die soziale Lage der Beschäftigten in Kassel Ende der Weimarer Zeit, die »auf dem Tiefpunkt angelangt« war. (S. 195) Sie waren die Leidtragenden der Wirtschaftskrise und konjunktureller Verwerfungen.

Die Metallindustrie, insbesondere Henschel und Wegmann, prüfte schon vor 1933 die Möglichkeiten der Rüstungs- und Kriegsproduktion, was es den Betrieben ermöglichte, als das faschistische Rüstungsprogramm aufgelegt wurde, zur »Hochform« aufzulaufen. In diesem Rahmen erweiterten oder entstanden verschiedene Betriebe der Luftfahrttechnik (Fieseler, Junkers, Henschel Flugmotoren), so dass Kassel während des Krieges ein Zentrum der Fluggeräte- und Panzerproduktion war. Auch in der Textilindustrie mit ihren Großunternehmen Gottschalk, Fröhlich & Wolf, der Jutespinnerei und der neugegründeten Spinnfaser AG bestanden zahlreiche kriegswichtige Unternehmen, die zum wirtschaftlichen Aufschwung beitrugen.

Nicht zuletzt dank der Kriegskonjunktur wuchs die Zahl der Einwohner Kassels auf über 200.000 (unter ihnen über 30.000 ausländische Zwangsarbeiter), was jedoch aufgrund der Wohnverhältnisse nicht nur in der Altstadt zu erheblichen Problemen führte. So erlebte die Bauwirtschaft einen Boom bei der baulichen Erschließung verschiedener Kasseler Stadtteile.

All dies wurde ermöglicht durch eine »personelle Verflechtung mit der NSDAP und der Übernahme industriepolitischer Funktionen, der Aufstieg Kasseler Industrieller zu Wehrwirtschaftsführern und der kriegswirtschaftlichen Förderung der IHK Kassel-Mühlhausen« und es »ging einher mit der maximalen Vernutzung der überführten ausländischen Zwangsarbeiter in den Betrieben der Kasseler Industrie«. (S. 274) Dieser Kriegsboom und die Folgen der Kriegspolitik, die Zerstörung der Innenstadt am 22./23. Oktober 1943 und weitere Bombenangriffe sowie der daraus folgende massive Rückgang der Bevölkerung endeten erst im April 1945 mit dem Eintreffen der alliierten Truppen.

Wieder musste in Kassel die Umstellung von Kriegswirtschaft auf Friedensproduktion geschafft werden, wobei aufgrund der Bombenschäden die Bauwirtschaft mit allen ihren Gewerken und die Versorgung der Zivilbevölkerung die Konjunktur beflügelten. Außerdem wurden die Errichtung eines Zweigwerkes der AEG und der Aufbau des Volkswagenwerks in Baunatal in den 1950er-Jahren zum Jobmotor in der Region.

Was bis Anfang der 1960er-Jahre von Vorteil war, wurde durch die Krisen 1966/67 und 1974/75 zum Nachteil für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt. Unter der Überschrift »Der kranke Mann Europas« zeichnet der Autor die Verwerfungen der De-Industrialisierung und Veränderung der Sozialstruktur in Kassel in den 1970er- und 1980er-Jahren nach, auf die die Stadt, die Unternehmen, aber auch die auf die Großindustrie ausgerichteten Gewerkschaften nicht vorbereitet waren. Während die Gewerkschaften mit dem Kampf um kürzere Arbeitszeiten auf diese Krise reagierten, verwies die Region auf die Probleme als »Zonenrandgebiet«, was LACHER als »historisch-politische Lebenslüge« bezeichnet (S. 398). Er begreift diese Probleme vielmehr als Folgen der wirtschaftlichen Strukturschwäche und der Globalisierung. Die beschäftigungsmäßigen Einbrüche in der Metallindustrie, die Verlagerung der Produktion der Elektroindustrie, das Verschwinden der Chemieindustrie und der gesamten Textilbranche haben die wirtschaftliche und soziale Struktur der Stadt nachhaltig verändert.

Sein Schlusskapitel steht unter der optimistischen Überschrift »Kassel erfindet sich neu«, wobei er nicht nur die Daten der positiven wirtschaftlichen Entwicklung der Region und ihre neuen Wirtschaftszweige auflistet, sondern auch auf die endogenen Potenziale der Stadt eingeht, wozu er sowohl die Betriebe der regenerativen Energien zählt, aber auch die wissensbasierten Unternehmen und Einrichtungen. Hervorzuheben ist bei dieser Studie, dass der Autor die wirtschaftspolitische Entwicklung nicht nur auf Grundlage von belastbaren Wirtschafts- und Sozialdaten nachzeichnet, sondern auch handelnde Akteure, insbesondere die Gewerkschaften und ihr gesellschaftspolitisches Eingreifen in diese Entwicklung gleichberechtigt in den Blick genommen hat. Exemplarisch sei nur an den breiten Kampf um die 35-Stunden-Woche erinnert, dem ein gesondertes Kapitel in der Darstellung gewidmet wurde. Folgerichtig formuliert der Autor in seinem Schlusskapitel nicht nur allgemeine Prognosen, sondern auch Handlungsempfehlungen an die Stadtpolitik und Gewerkschaften, wie »eine Agenda für die Zukunft« geschaffen werden könnte.

LACHER legt hiermit eine materialreiche und substanzielle Untersuchung der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Geschichte der Region der letzten 100 Jahre vor, die nicht nur die Unternehmen, sondern auch die Beschäftigten und ihre Lage, sowie die Folgen für die Stadtentwicklung in den Blick nimmt. Keine der zahlreichen Veröffentlichungen zur Kasseler Stadtgeschichte hat das Thema bislang in dieser Breite und Tiefe behandelt.

LACHERS Arbeit kann schon jetzt als Grundlagenwerk für alle weiteren Detailuntersuchungen bezeichnet werden.

Kassel

Ulrich Schneider

B. Veröffentlichungen der Zweigvereine

Ulrike HANSCHKE: Zwischen »Abriss« und »Invention«. Nordhessen in den Zeichnungen des Landgrafen Moritz (Kasseler Beiträge zur Geschichte und Landeskunde 6), Kassel: Kassel University Press 2017, 198 S., 124 farb. Abb., ISBN 978-3-7376-0424-6, EUR 18,90

Landgraf Moritz von Hessen (1572–1632) war ein vielseitig und hoch begabter Mann, der zu Recht den Beinamen »der Gelehrte« führt und dessen Wirken bereits vor 20 Jahren in einer großen Landesausstellung gewürdigt wurde. Ein damals nur gestreifter Aspekt seiner Aktivitäten sind seine zahlreichen Architekturzeichnungen, die nun erstmals umfassend in einer eigenen detaillierten Studie ausgewertet und dargestellt werden. In einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft von 2009 bis 2011 geförderten Projekt untersuchte die Kunsthistorikerin Ulrike HANSCHKE den kompletten Bestand des Konvoluts von Zeichnungen im Bestand 2° Ms. Hass. 107 der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel mit dem Ziel, nicht nur die Zeichnungen topographisch korrekt zu identifizieren und historisch einzuordnen, sondern es ging auch um Fragen der bildlichen Umsetzung im Medium der Zeichnung und um die Beweggründe des hessischen Landgrafen für seine intensive Zeichentätigkeit. Das Ergebnis dieser Studien liegt nun sowohl in Form einer Online-Präsentation <<http://www.uni-kassel.de/ub/historisches-erbe/sondersammlungen/projekte/handzeichnungen.html>> mit Link zu den Digitalisaten der Objekte sowie als E-Book vor, als auch im hier zu besprechenden, eindrucksvoll bebilderten und fundiert interpretierten Band. Er ist in die folgenden zwölf Kapitel gegliedert, denen wie üblich Literatur- und Abkürzungsverzeichnis, Orts- und Personenregister, Abbildungsnachweis und eine Autoreninformation angefügt sind: I. »mehrentsils selbst verfertigte Risse und Zeichnungen« – der Bestand 2° Ms. Hass. 107, II. »generally knowing in all things & excellent in many« – der gelehrte Fürst als Mäzen und Bauherr, III. Landgraf Moritz als Zeichner, IV. Projekte in der Residenzstadt Kassel und deren Umgebung, V. Vom Kloster zum Lustschloss, VI. Ausbau und Befestigung, VII. Notizen von unterwegs, VIII. Nutzung von Wasserkraft – Eisenschmiedemühle Schmidtfahrt an der PfiEFFE, IX. Träume von idealen Schloss, X. Der favorisierte Rückzugsort – Melsungen, XI. Der letzte Wohnsitz – Eschwege und XII. Zwischen »Abriss« und »Invention« – der fürstliche Dilettant.

Die drei Einführungskapitel stellen zunächst die Persönlichkeit des Landgrafen mit seinen vielfältigen künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen und Begabungen vor (zu denen allerdings nicht politisches Geschick gehörte), stellen seine Ausbildung dar, vor allem im Hinblick auf seine Zeichentätigkeit und verweisen auf mögliche Einflüsse durch die am Kasseler Hof tätigen Architekten (z. B. Christoph und Adam Müller, Johann Wiedekindt), Künstler (Wilhelm Vernukken), Zeichner (Wilhelm Dilich) und Vermesser (Jost Moers). Abgesehen von der Tatsache, dass nur wenige zeitgenössische Landesfürsten (wie

z. B. Pfalzgraf Johann Casimir von Pfalz-Zweibrücken) zeichnerisch aktiv waren, fällt die Intensität der Zeichentätigkeit von Landgraf Moritz durch ihren Umfang, die Breite der angewendeten Techniken und die ausgeprägte räumliche Imagination auf, die sich in der von ihm besonders bevorzugten Vogelperspektive, z. T. kombiniert mit Grundrissdarstellungen, äußert. Die hinter der konzentrierten architektonischen Zeichentätigkeit liegende Motivation wird klar, wenn man sich die räumliche und zeitliche Verdichtung vor Augen hält: es sind vor allem die Jahre nach der schmerzlichen Abdikation (1627) mit den folgenden finanziellen Konflikten mit Nachfolger und Ehefrau, in denen die Suche nach einem angemessenen Aufenthaltsort bestimmend wurde. So konzentrieren sich die Zeichnungen auf die Räume um Kassel, um Melsungen und um Eschwege, den letzten Wohn- und Sterbeort. Dabei bleibt es allerdings nicht; neben bildlichen Reisenotizen und technischen Planungen sind es vor allem Orte und Räumlichkeiten aus dem gesamten Herrschaftsbereich, die erfasst werden. Insgesamt konnten 60 verschiedene Orte in den rund 400 erhaltenen Zeichnungen des Landgrafen nachgewiesen werden.

Ihnen widmet sich die Autorin, sinnvoll thematisch geordnet und nicht einfach chronologisch oder alphabetisch aufgelistet, in den Kapiteln IV. bis IX. Dabei werden die dargestellten Orte einzeln benannt, ihre Geschichte kurz skizziert und dann ausführlich die Besonderheiten der zugehörigen Zeichnungen hervorgehoben. Sie bilden einen landes- und ortsgeschichtlich besonders interessanten Fundus, der hier nur angedeutet werden kann. Sehr wertvoll sind manche von ihnen dadurch, dass heute nur Spuren der Orte bzw. Gebäude übrig sind (z. B. Burghasungen, Gut Fahre usw.) und die Zeichnungen des Landgrafen die einzigen überlieferten zeichnerischen Darstellungen bieten. Die Vielzahl der vom Zeichner berücksichtigten Aspekte, ihre potentiellen funktionalen Ziele und die oft bemühte Sorgfalt der Darstellungen lassen erkennen, wie wichtig diese Tätigkeit dem alternden Landgrafen war. Sie sind damit nicht nur landesgeschichtlich hoch interessante Dokumente, sondern auch mentalitätsgeschichtlich bedeutsame Zeugnisse der Persönlichkeit einer der interessantesten Figuren der hessischen Landesgeschichte. Das macht das sehr gut ausgestattete, gut lesbare Buch zu einer besonders reizvollen Lektüre.

Münchhausen

Gerhard Aumüller